Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. **1937**

60. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 11. August 1937. Nummer 32.

Versöhnung.

Mel.: Was kann es schön'res geben.

Laßt uns einander lieben,
Wie Jesus uns geliebt,
Und in der Liebe üben,
Die auch dem Feind vergibt.

Kommt, wollen uns versöhnen,
Damit wir einst im Tod
Im Frieden scheiden können,
Versöhnt mit Mensch und Gott.

Wir kürzen unser Leben,
Wenn wir in Haß und Neid
Dem Nächsten nicht vergeben,
Wie Jesus uns verzeiht.

Wie dunkel ist die Stunde,
Wie schwer ist doch die Zeit,
Wenn wir im Herzensgrnude
Erfüllt mit Zank und Streit.

Die Sonne scheint so trübe,
Die Sternlein glänzen nicht,
Wenn es an Nächstenliebe
Im Herzensgrund gebricht.

Der ist kein Christ zu nennen,
Der andre so verletzt,
Daß ihm die bitt'ren Tränen
Die Wangen oft genetzt.

Kommt, wollen uns vertragen,
Versöhnen allzumal,
Einander nicht mehr plagen
Im Gang durchs Pilgertal.

Und ob's dem Feind gelungen,
Daß eins das andre schlug,
Und ihn im Haß bezwungen,
Kommt, jetzt ist es genug.

Kommt, wollen uns umarmen,
Einander uns verzeih'n,
Dann wird sich Gott erbarmen
Und uns auch gnädig sein.

J. P. F., Long Beach, Calif.

Unsere Lippen.

Wir leben in der Zeit des Reisens. Manche Früchte sind schon eingeerntet, manche sollen es noch werden. Frucht ist ein beglückender Gedanke, ein erstrebenswertes Ziel. Traurig ist ein Leben ohne Frucht. Der Baum, der keine Frucht bringt, wird abgehauen, denn er hindert das Land. Herrlich aber ist das Leben, das Frucht bringt. Beglückend ist der Anblick des Baumes, der von fast unzähligen Früchten weithin leuchtet. Schön ist eine Jugend, die reiche Frucht des Heiligen Geistes trägt. Ehrfürchtig schauen wir zu den Alten auf, die auf ein fruchtbares Leben zurückblicken. Alles will Gott fruchtbar machen, was er als der weise Schöpfer uns gegeben hat: Augen, Ohren, Hände, Füße, Herz und auch die Lippen. Schreiber des Ebräerbriefes sagt im 13. Kapitel, Vers 15: „So lasset uns nun opfern durch ihn das Lobopfer allezeit, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen." Ps. 50, 23: „Wer Dank opfert, der preiset mich." Gewiß muß es mit reinen Lippen geschehen, sonst wird es nicht ein gottwohlgefälliges Opfer sein. Wie der Prophet Jesaja in der Nähe des Herrn sich der Unreinigkeit seiner Lippen bewußt wurde, die gereinigt werden mußten, so kann auch von uns nur dann ein vor Gott angenehmes Lobopfer emporsteigen, wenn wir uns unter die reinigende Kraft des Blutes Jesu gestellt haben. Auch warnt Jesus in der Bergpredigt vor einem heidnischen Plappern.

Furchtbare Folgen sind es, die ein Nichtdanken und Nichtpreisen Gottes für den Menschen nach sich ziehen (Röm. 1, 21).

Wenn die Vögel erwachen, singen sie zuerst dem Schöpfer ein Loblied. Sie schmettern ihre Jauchzer der Sonne entgegen. Auch die Blumen, von der Morgensonne geküßt, öffnen ihre Kelche und sind liebliche Lieder zu Gottes Ehre. Ja, die ganze Schöpfung ist ein einziger Lobpreis der Herrlichkeit des Herrn. Wieviel mehr sollte es der Mensch, nach Gottes Ebenbild geschaffen, tun.

Singet dem Herrn! Auf einer Konferenz sangen zwei Sänger, ein Bariton und ein Baß, was ungedhnte Frucht ergab. Wie sie nun das ergreifende Lied singen wollten: „Es gibt im Leben ein Herzeleid, das ist wie die weite Welt so weit", so trat als dritter der Sänger dieses Liedes zu ihnen und wie erschütternd war der Eindruck, durch dieses Lied hervorgerufen. Jahre sind darüber hingegangen, aber noch immer klingt das Echo hier und da nach. Gott schaffte Früchte der Lippen, die Gottes Namen in die Herzen hineinsangen.

Schwester und Bruder, die ihr in den Gemeindechören steht, laßt euch von Müdigkeit und Anfechtungen nicht zum Schweigen bringen, denn euer Dienst, wenn er mit reinen Lippen getan wird, ist von weittragendem Segen.

Lasset uns auch nicht aufhören mit unseren Bekenntnissen für den Herrn, der da sagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen (sicherlich auch mit dem Wandel), den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.' Von nicht geringer Bedeutung sind auch die sogenannten Bekenntnisstunden, wenn Brüder und Schwestern ihre Erfahrungen, Kämpfe und Bekehrungen mitteilen, denn manche Seele ist dadurch angeregt und erquickt worden. Ob diese Stunden bei uns zu sehr vergessen werden?

Nicht unerwähnt möchte ich das Fragen nach dem Herzenszustande unseres Nächsten lassen. Wohl wird ja diese Arbeit oft verurteilt und selbst durch die Presse angefeindet, doch Jesus hat uns auch darin ein Vorbild gegeben. Wie er den 38-jährigen Kranken fragte, ob er gesund werden wolle, so war das die Anregung dazu, daß der Gefragte seinem Herzen Luft machte und ihm seine Not klagte. Vielleicht bist auch du oft an Seelen vorübergegangen, die da warteten und herzlich wünschten, von dir gefragt zu werden, um sich dann mitteilen zu können? Laßt uns auch darin nicht schweigsam werden, selbst dann, wenn wir auch einmal eine unfreundliche Antwort ernten. Und jeder Dienst, der mit gottgeweihten Lippen getan wird, bringt früher oder später herrliche Früchte ein.

J. P. Braun.

Morden, Man.

Mission

Hongkong, China., den 5. Juli.

Jetzt nehme ich diese Gelegenheit wahr, per Luftpost Euch die Nachricht zu senden, daß die so lange Wartezeit für mich ein Ende hatte. Meine geliebte Braut kam, Gott sei Dank, zur bestimmten Stunde und Minute hier an, Freitag Morgen, den 2., sieben Uhr. Wir kamen beinahe nicht mal zur Zeit zum Schiff, denn wir saßen noch beim Tee, als die Nachricht über Phone kam, daß das Schiff eingelaufen sei, und in Eile ging's dem Schiffe zu, welches schon anfing, zu ankern. Ich schaute mit dem Glas, konnte aber keine Agnes erspähen, bis das Schiff näher kam und sie mit einmal mir zuwinkte — hatte mich eher gesehen, als ich sie, und dann könnt Ihr Euch denken, wie mein Herz klopfte. Geschw. Lam nahmen uns sehr freundlich auf. Diese Tage wohnen wir in einem Palast, und dann geht's hinunter vom Berge ins Tal nach Schanghang. Lams sind wohlhabend und lassen uns das recht fühlen. Haben zwei Personen extra angenommen, uns zu bedienen und für uns separat Essen zu machen. Ihre Cars stehen mit einem Schauffeur uns immer zur Verfügung, und alles was wir wünschen mögen, ist da. Harold ist auch bei uns und hat sich sehr gefreut. Ich merke, daß er Agnes wirklich liebt, und auf meine Frage, ob er sie als Mutter annehmen wolle, sagte er ja und umarmte und küßte sie. Sie sagt, so haben die andern Kinder sie auch aufgenommen, und sie bringt die besten Eindrücke

Einladung.

Die Mennoniten Brüdergemeinden zu Winnipeg laden hiermit zu dem Ordinationsfeste ein, daß, so der Herr will, Sonntag, den 15. August 1937, gefeiert werden soll, beginnend um 10 Uhr, Winnipeg Zeit (9 Uhr Farmer Zeit) vormittags, und um 2 Uhr 30 Minuten Winnipeg Zeit (1 Uhr 30 Min. Farmer Zeit) nachmittags.

Es sollen durch Handauflegung am Ende der Vormittagsversammlung die Brüder F. C. Thießen, Nord-Ende, Abram Löws, Nord-Kildonan, Nikolai Rogalsky, Süd-Ende und Bernhard Fast, Springstein, ins volle Amt des Dienstes als Prediger des Evangeliums, und Br. Johannes Voth als Diakon eingeführt werden.

Die Festversammlungen finden in der Nord-End-Kapelle, 621 College Ave., Winnipeg, statt.

Die Besucher werden freundlichst gebeten, für sich einen Imbiß zu Mittag mitzubringen, für Kaffee, Milch und Zucker wird im Kellerraum der Kapelle gesorgt werden.

Zur Teilnahme an allen Segnungen des Herrn an dem Festsonntag wird herzlich eingeladen.

Radioprogramm

Donnerstag, den 12. Aug., 9.05 bis 9.30 Uhr (Wpg. Z.), wird der Männerchor von Nord-Kildonan, Leiter Dan. Wittenberg, ein Programm über CJRC geben.

Das Morden-Winkler Symphony-Orchester, unter Leitung von K. H. Neufeld, wird Sonntag, den 29. August, 6 Uhr abends (Wpg. Zeit), wieder ein Radioprogramm liefern. Eine Sängerin, die den Preis auf dem Winnipeg Musik-Feste gewann, wird zwei Solis singen, und ein Duett von Soprano und Bariton wird gegeben werden.

Zuschriften an CJRC würde auch dieses Orchester begrüßen.

von ihnen. Sonnabend, um 5 Uhr, war die Ordination, welche von dem chinesischen Baptistenprediger, der uns traute, und unserem Br. Kong, der von der Schanghang Gemeinde als Vertreter derselben, sie zu bewillkommnen, hergesandt wurde, vollzogen wurde. Sie bestanden darauf, daß auch ich teilnehme — und so war es recht feierlich, im Auftrage der Predigerversammlung von Winnipeg. — Es war sehr schön.

Gestern, Sonntag, war der Hochzeitstag. Vormittags teilte ich das Wort, welches der Herr segnete. Es drohte ein großer Sturm, und bis die Zeit der Hochzeit da war, hatten fast alle Schiffe im Hafen Schutz gesucht und den Hafen verlassen, und es regnete in Strömen. Aber der Herr machte alles wohl; der Sturm nahm eine andere Richtung, und wir hatten eine sehr schöne Hochzeit. Natürlich, da diese Gemeinde uns als besondere Boten Gottes aufnahmen und uns alle Freundlichkeit bewiesen und große Vorkehrungen getroffen hatten, so mußten wir ihnen auch die ganze Leitung überlassen, welches ja nicht anders ging; und so machten sie uns eine großartige Hochzeit, und es war wunderschön. Ein Bruder, unser Hauswirt, war mein Begleiter, und unser Prediger Kong war Agnes' Begleiter, der die Stelle ihres Vaters einnahm und die Braut mir zuführte. Ein sehr feines kleines Mädel von unseren Wirtsleuten war die Blumenträgerin, und einer ihrer kleinen Knaben war der Schleierträger. Es war alles so feierlich. Ein Chor von nahe an 30 Personen, in Sängerkleidern, sang für uns. Nach der Trauung, die ganz feierlich war, besonders dadurch, daß wir beide noch öffentlich dort beteten, ging's zu einem großen Eßsaal, welcher auch in christlichen Händen ist. Es waren schöne, lange Tische zubereitet, um das Hochzeitsmahl einzunehmen. Wir hatten nur für einige nahe Freunde geplant, aber das ging nicht, und so mußten sie ihren Willen haben, und es waren 42 Personen am Tische. Es war sehr schön, alle waren fröhlich und in recht christlichem Sinne und auch nichts Weltliches dabei. Die Mahlzeit mit all dem Essen kostet nach Eurem Gelde nahe an $10.00. O, wie herrlich führt der Herr uns. Sie schätzen es auch sehr hoch, daß wir nicht zu den Großen in einer englischen Kirche gingen, sondern zu ihnen, als chinesische Gemeinde, kamen. Die heutige Morgenzeitung betonte besonders, daß es noch nie geschehen sei, daß ausländische Missionare in einer chinesischen Kirche und chinesischen Versammlung, unter den Chinesen ihre Hozeit gefeiert. Es kommt uns so vor, daß sie es sehr hoch schätzen, daß wir sie so viel wert achten. Ja, Gott sei Dank, wir haben der Chinesen Herzen gewonnen, selbst hier, wo wir eigentlich bis jetzt nicht bekannt waren. Dann denkt Euch mal — nebst allem, was unsere Wirtsleute für uns tun, gaben sie uns ein Poltergeschenk von $100.00. Wie soll man solches würdig sein? Aber es kommt vom Herrn, und wir preisen nur seinen hochheiligen Namen.

Wir haben uns hier auf den Knien verlobt und den Bund geschlossen, und des Herrn Segen wird darauf ruhen. Wir sind vom Herrn zusammengeführt.

Wir bleiben hier noch eine Woche, und dann geht's nach Shanghang. Wir verlassen das gemütliche, so reich ausgestattete Heim und kehren in unser einfaches ein. Aber sie wird auch das nicht verachten, denn sie ist Christi Diener und hat versprochen, mit mir alles zu teilen. Sie sagte ja zu den vier Fragen, die der Prediger stellte, wenn sie auch nicht verstand, was er fragte.

In viel Liebe und viel Dankbarkeit verbleiben wir Eure Euch herzlich liebenden Geschwister

F. J. und Agnes Eva Wiens.

Vom Schweigen und Stillesein.

Da habe ich es ja nun als Blinder gut. Als vor vier Jahren das Augenlicht erloschen war, schrieb mir ein Freund: Nun gehst du ins Kloster. Und ich freute mich darauf. Ich dachte: Nun geht's in die Stille und ins Schweigen, und du siehst und hörst manches nicht mehr, was dir seither zum Fallstrick oder Anstoß wurde. Aber ich vergaß, daß ich meinen alten Adam mit ins Kloster nahm und meine Fantasie, die mir seither schon manchen Streich gespielt hatte. Immerhin, ich habe es leichter als zuvor und auch leichter als mancher Sehende: ich werde nicht so viel in Anspruch genommen von anderen Menschen und abgelenkt durch Dinge, die mich daran hindern, mich zu konzentrieren auf das eine, was in dem gegebenen Augenblick not ist.

Wie nötig haben wir alle die Uebung im Schweigen, einerlei ob wir sehen und hören oder nicht. Auf daß wir wirklich hören können auf das, was Gott uns zu sagen hat. Gerhard Tersteegen wußte wohl, warum er bat: „Herr, rede Du! Laß mich ganz stille sein." Wenn Gott mit uns reden will, dann braucht's vollkommene Stille. Sonst überhören wir Ihn. Denn Er redet gar oft in stillem, sanftem Sausen und nicht in Sturm und Gewitter.

Im Gottesdienst der Gemeinde vor allem will Gott mit uns reden. Darum steht geschrieben: „Der Herr ist in Seinem heiligen Tempel; es sei stille vor Ihm alle Welt."

Es war am Sonntag Invokavit. Schon vor dem Glockenläuten hatte sich die Kirche gefüllt. Da hörte ich, daß hinter mir zwei Klatschbasen einander erzählten, wie es war auf dem Ball der vergangenen Woche. Ihre Unterhaltung ging noch weiter, als schon die Orgel spielte. Dann sangen wir, und auch die beiden sangen kräftig mit: „Gott ist in der Mitte, alles in uns schweige und sich innigst vor Ihm beuge."

Ist das möglich, so rasch stille zu werden und Gott zu uns reden zu lassen? Nein, es geht nicht, wenn wir uns nicht vom Eintritt ins Gotteshaus an fest in der Zucht haben. Still und gesammelt muß man schon das Gotteshaus betreten und sich durch nichts ringsumher stören lassen. Eine große Hilfe ist es dabei, das Auge zu schließen. So wird die Seele unabhängig von der sie umgebenden Welt.

Aber auch nach dem Gottesdienst gilt es in derselben Sammlung das Gotteshaus zu verlassen und still seinen Weg zu gehen. So viel Ehrfurcht sind wir dem heiligen Gott schuldig, daß wir Sein Wort in uns nachklingen lassen. So viel Rücksicht sind wir auch unserem Bruder schuldig, daß wir ihn nicht sofort wieder mit Beschlag belegen, wenn Gottes Wort noch in ihm nachzittert.

Noch eine Bitte, mein Bruder, meine Schwester: Gönne dir Stille, nicht nur eine Stunde der Woche, sondern, wenn irgend möglich, tagtäglich mindestens zehn Minuten. Gott ist ja nicht die unnahbare Majestät, die dir nur selten Audienz gewährt. — Du darfst Sein liebes Kind sein, mit dem Er immer wieder vertrauliche Zwiesprache halten möchte. Gib Ihm Gelegenheit dazu! Ob besser morgens oder abends, darüber läßt sich keine Regel aufstellen. Aber gib du dir selber die Regel, gib du Ihm Zeit, mit dir zu reden, am besten, solang es noch still um dich her ist.

Mancher hat es erprobt, daß sich ihm Gottes Stimme vernehmbar macht, wenn er sich des Abends an das geöffnete Fenster stellt und auf die Stimmen der Nacht lauscht. Es ist ja nicht gesagt, und wir haben keine Verheißung dafür, daß Gott sich immer vernehmen lasse, wenn wir auf Ihn lauschen. Aber es ist schon das viel wert, wenn wenigstens einmal am Tage Leib und Seele abzuschütteln suchen, was den Tag über auf ihnen lastet. Nur ja keine Gedanken und Gefühle — und wären sie scheinbar noch so fromm und heilig — erzwingen wollen! Gott erlaubt es freundlich deiner Seele, daß sie ab und zu sich völlig entspannt.

Eins sei vor allem denen gesagt, die, wie der, der dieses schreibt, viel an Schlaflosigkeit leiden: Laßt uns recht dankbar sein für die stillen Stunden der Nacht, die Gott uns schenkt. Laßt sie uns gehorsam nützen. Sie können uns viel Gewinn eintragen. Zwar das scharfe Denken ist uns bei Nacht versagt. Da hat Bismarck völlig recht. Aber um so fähiger ist die Seele zu horchen auf das, was Gott ihr zu sagen hat, und Gesichte zu schauen. Wie singt doch Tersteegen?

„Nun schläfet man,
und wer nicht schlafen kann,
der bete mit mir an den großen Namen
dem Tag und Nacht wird von der Himmelswacht
Preis, Lob und Ehr gebracht, o Jesu. Amen."

Wir alle aber wollen Ernst machen mit unserer Zeit, sie einteilen und nützen, so gut wir können. Kein Tag gehe vorüber ohne tiefes Atemholen. Auch der Meistbeschäftigte unter uns ist es sich schuldig, tagtäglich eine Spanne Zeit zu erübrigen fürs Schweigen. Wir werden es erfahren, daß die Weisheit auf den Gassen recht hat, wenn sie sagt: Reden ist Silber, schweigen ist Gold.

Aus: Der Sonntagsbrief.

„Die Rückkehr zum Kreuz".

In England beobachtet man mancherlei Anzeichen dafür, daß die Bewegung ihren Fortgang nimmt, die von dem Ruf zur Erneuerung des öffentlichen Lebens in England aus dem Geist des christlichen Glaubens heraus ausgelöst wurde, den führende Männer der anglikanischen Kirche im Anschluß an die schweren politischen Erschütterungen des Vorjahres ausgesprochen haben. So fanden an zahlreichen Orten Karfreitagsprozessionen der anglikanischen Gemeinden statt, mit denen Männer und Frauen aus allen Ständen in aller Oeffentlichkeit diesem Ruf zur Besinnung Nachdruck geben wollten. Die große englische Tageszeitung „Times" brachte einen vielbeachteten Artikel unter der Ueberschrift „Die Rückkehr zum Kreuz". Es kann nicht länger zweifelhaft sein, so heißt es darin, daß der Mensch nicht mit sich selbst zurecht kommt, sondern daß er Erlösung von sich selber braucht. In Scharen wenden sich die Menschen von Hoffnungen ab, die ihnen nur Enttäuschungen gebracht haben; sie wenden sich zur Religion des Kreuzes bei der es solche Enttäuschungen nicht gibt. Was den Menschen unserer Tage helfen kann, ist nicht Religion im allgemeinen, es ist allein das Evangelium von dem gekreuzigten Christus. Eine Fülle von Zuschriften an die Schriftleitung bezeugt das zustimmende Echo, das diese klare Sprache im englischen Volk fand. Solche Berichte aus England zeigen einem, was bei der Betrachtung der Weltlage wohl überhaupt als das bemerkenswerteste Ergebnis deutlich wird: wie mit wachsender Klarheit und Schärfe überall die Frage nach Christus gestellt und zur Entscheidungsfrage wird.

Christliches Leben in Rußland

Wenn man Nachrichten, die aus Rußland zu uns dringen, glauben soll, bestehen im Gebiet der Sowjetunion noch 30 000 Kirchengemeinden. Eine Gemeinde muß mindestens 20 Glieder zählen. Die Zahl der aktiven Mitglieder der Gemeinden wird auf über 500 000 geschätzt. Man wird solche Zahlen mit der gebotenen Vorsicht aufnehmen müssen, aber wie es scheint, ist trotz der riesenhaften, vom Staat unterstützten Agitation des „Verbandes der Gottlosen" christliches Leben, wenn auch in verborgenen Ansätzen, lebendig. Einen mittelbaren Schluß in der gleichen Richtung kann man aus einem Artikel der Moskauer „Prawda" ziehen. Das führende Blatt der Kommunistischen Partei beklagt, daß gegenüber der wachsenden Aktivität der Gläubigen der Gottlosenverband,

die Gewerkschaften und andere Organisationen in höchst bedauerlicher Weise untätig bleiben. Das unzweifelhafte Wiedererwachen religiösen Lebens sei besonders auf dem Lande zu beobachten. Sogar das Ungeheuerliche sei eingetreten, daß die Vorstände von bäuerlichen Kollektiven (Kolchosen) auch Kirchenräte leiten, Bibellesen gestatten, Chorgesänge und Abendunterhaltungen unter Mitwirkung von Priestern fördern. Und die Parteipresse in der Provinz erhält vom führenden Organ in der Hauptstadt eine regelrechte Lektion über ihre Unaufmerksamkeit. Zugleich wird die höchst offenherzige Auslegung der Verfassung gegeben: Wenn diese die Freiheit der Religionsausübung verkünde, so könne doch die Kommunistische Partei nicht einfach zuschauen. Sie müsse ihr Aeußerstes tun, um vor allem zu verhindern, daß neben den Aelteren die Jugend sich von dem religiösen Unterricht anziehen ließe und zahlreiche Heilige Propheten, Seher und wandernde Mönche aus ihren Reihen hervorbringe. Der Artikel der „Prawda", so schreibt hierzu eine führende deutsche Tageszeitung, übertreibt wahrscheinlich, um die Gefahr für das Regime um so näher und schrecklicher erscheinen zu lassen. Das ist eine alte Methode, mit der erlahmender Kampfeifer neu aufgestachelt werden soll. Denn die Gesetzgebung über die Kirche und Religionsausübung ist so eng und hart, daß sie kein wirkliches Aufblühen ermöglicht, ohne freilich den letzten Rest von Glaubensbedürfnis erdrücken zu können.

Jörgeli.

(Wie Gott dem Jörgeli begegnete.)

Es war so ein stiller, schöner Sommersonntag. Bei Försters standen alle Fenster weit auf, damit die sonnendurchwärmte, würzige Luft ungehindert durch die Räume fluten könne. Drinnen aber roch es ganz kräftig nach einer guten Sonntagmittagssuppe, und man hörte das leise, eintönige Geklirr, wie's entsteht, wenn ein paar beim Essen sind. Ihrer drei saßen beim Tisch, der alte Großvater und seine Tochter, die Försterin, und dann noch der Felixli, ihr Büblein. Natürlich wäre des Bübleins Vater, der Förster, auch dabei gewesen, wenn er nicht gerade tags zuvor hätte zum Militärdienst einrücken müssen. So lag nun das Hauspriesteramt wieder auf dem Großvater, und so nahm der Großvater also nach dem Essen die große Familienbibel zur Hand und las dort einen Abschnitt weiter, wo sie zuletzt verblieben waren. Es war gerade die liebliche Geschichte, wie da die Kindlein zum Herrn Jesus gebracht wurden, daß Er sie segnen solle, und wie Er so gar nicht Seine Müdigkeit wollte gelten lassen und den Jüngern gebot: „Lasset die Kindlein zu Mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich!"

Wenn der Großvater las, so lag immer etwas Stilles, Feierliches über ihm, und die Stimme hatte einen so schönen, zu Herzen gehenden Klang, und jedes Wort bekam seine besondere Betonung. So klang's also so recht herzlich einladend zum offenen Fenster heraus, daß man die Kindlein zum Heiland kommen lassen solle.

Da zog von draußen einer am Glockenstrang bei der Türe, gerade neben dem Fenster. Der es getan, hatte schon eine Weile vor dem Haus gestanden. Großvaters klare Stimme hatte ihn von der Straße hergelockt, und weil er nur ein kleines Büblein war, hatte er sich auf die Barfußzehen gestellt, das Hälschen gereckt und gestreckt und ins Zimmer zu späheu versucht. Und er hatte gerade den lieben Großvater sehen können mit dem reichen, schneeweißen Haar um den Kopf und dem langen, silbrigen Bart, wie weit und breit niemand einen solchen hatte. Durch das kleine Herzlein war ein Zucken gegangen. „Vielleicht — vielleicht ist's der Liebgott", hieß es in dem törichten, selig erschrockenen Herzlein. Denn, ach, der da draußen stand, suchte niemand anders als den lieben Gott. Nicht, weil er ein solches Verlangen nach Ihm trug. Bloß, weil Er, der liebe Gott, am besten wissen konnte, wo die Muter eigentlich war, denn Er hatte sie ihm weggenommen. Die liebe Mutter, die sonst sein Wämslein gewaschen, seine braunen, krausen Locken gestrählt und die Löcher im Höslein zugenäht, so gut es gehen wollte. Nun war sie nicht mehr da, und der Vater machte beim Korbflicken nun immer ein finsteres Gesicht, und der Vetter Michel, der sonst schon so viel geseufzt, seufzte noch mehr, und seine lange Gestalt bog sich noch tiefer vorn herüber. Wenn das Büblein von den Gängen, da es aus den Häusern Körbe zum Flicken zusammentrug, dorthin zurück kam, wo sie gerade lagerten, fiel es ihm immer zentnerschwer auf die junge Seele, wenn es sah, daß der Vater auf dem Dreibeintopf kochte, statt, wie sonst, die Mutter. Ja, sie fehlte ihm sehr, und immer mußte er dann wieder fragen: „O — o — wo ist sie auch, die Mutter?"

„Tot", sagte der Vater dann mit Ingrimm. Der lange Michel aber meinte seufzend: „Wen der Liebgott bei sich haben will, den nimmt Er halt. Und sie hat immer zu Gott gebetet. Jetzt sieht man's."

Daraufhin mußte das Büblein oft lange seinen Gedanken nachgehn, wie so einer aus dem andern herauskam. Ja, freilich, tot war die Mutter. Und der liebe Gott war daran schuld. Er hatte sie weggenommen.

Aber der liebe Gott wohnte doch im Himmel, das war weit weg. Oder vielleicht doch nicht, wenn Er nur so kommen und einem die Mutter wegnehmen konnte? Aber jetzt fiel es ihm ein, daß Gott überall sei. Die Mutter hatte das einmal gesagt, wie sie überhaupt die einzige war, die ihm von Gott erzählt. Dann war Gott vielleicht manchmal auf der Erde und dann wieder im Himmel. Und wenn die Mutter dort war, so wollte er am allerliebsten auch gleich in den Himmel. Ach, wenn er doch nur einmal mit dem lieben Gott hätte reden und Ihn selber fragen können, wie das alles sei. Vielleicht am Sonntag, wenn die Kirchenglocken so schön läuteten und er dann keine Körbe tragen mußte, konnte er mit Ihm zusammenkommen.

Nun war er also auf diesem Suchgang vor des Försters Haus gekommen und hatte, von Großvaters Stimme gebannt, ins Zimmer hineingespäht und gemeint, wenn es auch nicht der Himmel sei da drinnen, so wehe es ihm doch fast wie Himmelsluft aus dem hellen, feinen Raum entgegen, und vielleicht — vielleicht sei's halt doch der Liebgott, der jetzt da auf Erden sei und sage, man solle die Kindlein ins Himmelreich kommen lassen. Aber, wer er auch immer war, mit dem da drinnen wollte er nun reden, wenn ihm noch so sehr das Herz klopfte. — So kam's, daß er am Glockenstrang gezogen. Zitternd an allen Gliedlein und so recht verstaubt stand er da, und wenn er größer gewesen wäre, so hätte man ihn schon als einen Landstreicher ansehen können. Verkommen und verlottert genug sah er aus dazu. So aber, da er nur ein so kleines Büblein war, meldete der Felixli, der auf das Läuten hin die Tür aufgemacht hatte, in die Stube hinein: „Ein Vagäntlein ist draußen." Beide lachten, die drinnen waren. Auch den Großvater lächerte es. Von seiner Bibel sah er auf und meinte: „Wenn's nur ein Vagäntlein ist, so hol's herein. Es wird da nicht viel zu fürchten sein." Also meldete der Felixli frisch zur Tür heraus: „Du sollst hereinkommen, der Großvater hat's gesagt." —

Da kam das verlotterte Büblein herein und stand verwirrt mitten in der Stube und sah unverwandt zu dem lieben Großvater hinüber. Der tat seine Brille ganz ab, um besser sehen zu können und besah sich also auch seinerseits den sonderbaren, kleinen Gast aufmerksam, indes die Mutter mit dem zusammengeräumten Geschirr in die Küche wanderte.

„Wer bist?" fragte der Großvater wirklich neugierig. Es fiel ihm auf, wie seltsam fein das Gesichtlein geschnitten, wie wunderbar leuchtend und großaufgeschlagen die Kinderaugen blickten, wie schön das verwilderte, braune Lockenhaar und wie über alle Maßen zerlumpt das dünne Gewändlein war.

Also: „Wer bist?"

„Der Jörgeli."

„So? Der Jörgeli. Aber welcher Jörgeli? Es gibt halt viele auf der Welt."

„Dem Korber seiner."

„So — so?" Der Großvater sann nach. Als Armenpfleger kannte er doch alle Armen im Dorf. Aber von einem Korber wußte er nichts.

„Wo wohnst du denn?"

„Am Goldbrünneli bei der großen Tanne."

„Was? Draußen vor dem Dorf bei der Quelle mit dem alten Holzbrunntröglein? Das ist ja ganz im Freien!"

„Ja, es ist im Freien."

„Und was macht ihr da?"

„Halt Körbe flechten und welche flicken."

„Und nachts?"

„Da tun wir schlafen."

„So, tut ihr. Und immer so draußen? Es ist ja gegen die Polizei!"

„Nein, nicht immer. Nur wenn schönes Wetter ist. Und sonst schlafen wir in einer Scheune bei einem Bauer." —

„So, das ist also ganz in der Ordnung", nickte der Großvater beruhigend, denn er merkte, wie's dem Büblein über dem Verhör beinah Angst geworden, und er wollte nicht, daß es sich vor ihm fürchten sollte.

„Ganz in Ordnung", nickte er. „Aber gelt", fuhr er freundlich weiter, „gelt, deiner Mutter sagst, sie könnte dir wohl neben dem Körbeflikken ein wenig das Wämslein waschen und die Löcher zusammenziehen. Gelt, das sagst ihr?"

Ein trauriges Kopfschütteln war die Antwort. „Sie ist halt nicht da", kam's erklärend noch hinterher.

„Wo ist sie denn?" nahm's den Großvater wunder.

„Der Vater sagt, sie ist ganz tot. Aber der Michel sagt, sie ist im Himmelreich. Und sie hat zu Gott gebetet."

„So, so! O du armes Büblein du! Freilich, da kannst du schon so verlottert aussehn. Ei, ei!" und der Großvater empfand ein großes Mitleid mit dem Kind, man hörte es wohl, und er zog das Büblein ganz nah zu sich, wenn es auch sehr schmutzig war, und strich ihm leise über die braunen Bäcklein.

„Und der Michel, wer ist der?" wollte er nun noch wissen.

„Das ist halt der Vetter Michel", war Jörgelis Antwort. Der Großvater lachte ein wenig. Er gab sich aber mit der Auskunft zufrieden. Eigentlich wußte er nun ja genug von dem Büblein. Es war eines herumziehenden Korbers Kind, das nun so recht vernachlässigt herumlief, seitdem seine Mutter nicht mehr zu ihm sehen konnte. Und der Michel würde ja wohl ein Verwandter sein.

„Jetzt sag du mir nur, warum du gekommen bist", ermunterte der Großvater freundlich; denn mit seinem feinen Gefühl meinte er erraten zu haben, daß das Büblein nicht auf den gewöhnlichen Bettel ausgegangen war, sondern ein besonderes Anliegen hatte. Des Bübleins Antwort gab ihm recht, denn es sagte so ganz ernsthaft und verlangend:

„Ich suche den lieben Gott — und ich will nur auch ins Himmelreich hinein."

„Ei, ei! Das ist ein großer, feiner Wunsch! Schau, gerade das möchte ich auch", war des Großvaters bewegte Antwort, und er fuhr fort: „Weißt, den lieben Gott habe ich auch lange gesucht. Da siehst du, daß ich dich verstehen kann. Aber warum suchst ihn hier, gerade hier, Jörgeli?"

(Fortsetzung auf Seite 7)

Dürfen Kinder Gottes sich am Kriege beteiligen?

Geschrieben von Pred. Theodore H. Epp, Th. M. (Uebersetzt aus dem Englischen)

(Fortsetzung)

3. Kapitel.

Die Zeit der Könige — noch der letzte Schatten von Theokratie.

Viele glauben, daß die Zeit der Könige für Israel die Zeit der rechten Theokratie war: Der Höhepunkt in ihrer Geschichte. Ich halte es entschieden mit denen, die gerade das Gegenteil sehen. Ich glaube, daß die Zeit der Richter der Theokratie am nächsten kam. Die volle, wirkliche Theokratie muß noch kommen! In der Zeit der Könige finden wir noch die letzten Ueberreste von der recht unvollkommenen Theokratie zur Zeit der Richten — eine armselige Karikatur von derselben. Denn, da sie jetzt ja ihre eigenen Könige hatten, und Gott (als König) sozusagen ausgeschlossen war, wo, bitte, ist hier noch Theokratie?

Mit Samuel beginnt eine neue Geschichtsabteilung für Israel. Samuel, der letzte Richter, und der erste der schreibenden Propheten, war der Vermittler zwischen Gott und seinem Volk. Er versuchte, das Volk zurück zu Gott zu bringen, aber anstatt dessen verwarf Israel die Theokratie und verlangte einen eigenen, irdischen König. Während der 300 Jahre der Richter war Israel weiter und weiter von Gott abgekommen. Alle Strafen und Gnadenerweisungen Gottes hatten das Volk nicht zurück zu Gott gebracht.

Gott hatte ja diesen irdischen König vorausgesehen (wie schon erwähnt), und hatte seine Warnungen gegeben, in 5. M. 28, 36f. Unser Gott ist nie überrascht!

Wir wundern uns oft, wie Gott doch so langmütig sein konnte. Doch für mich ist er dadurch ein so viel größerer Gott. Wie könnten wir arme Sünder, der ewigen Verdammnis schuldig, jemals vor Gott erscheinen, wäre nicht seine Liebe so groß gegen uns, indem er seinen Sohn sandte, für uns zu sterben, und wäre er nicht so langmütig mit uns. Preis sei seinem Namen!

Doch das Schlimmste sollte noch kommen für Israel. Sie waren nicht nur ungehorsam gewesen, sondern sie hatten Gott entthront, und einer ihrer eigenen Männer soll sie regieren. Man höre, was 1. Sam. 8, 1—5 zu sagen hat, welches mit den Worten endet: „Setze nun einen König.... wie alle Heiden." Gerade das, wovor Gott sie gewarnt, und es streng verboten hatte. Sie sollten ja doch ein „besonderes" Volk sein. Doch man lese noch V. 6 und 7 in 1. Sam. 8. Dieses erklärt sich selbst.

Gott war ihr himmlischer König gewesen, der sie so oft und so wunderbar errettet hatte, der ihre Kriege gefochten hatte, in der Luft, mit seinem unsichtbaren Heer, und mit den „Hornissen". Er war aber jetzt entthront und verworfen, und ein irdischer (menschlicher) König war an seiner Stelle. 1. Sam. 10, 18f. Welch ein Tausch!

Und wir urteilen und sagen: Wie töricht! Aber wie oft haben wir es genau so gemacht; und tun es noch.

Diesen irdischen König zu haben, brachte viel Schweres mit sich. Eines war, daß sie nun ihre eigenen Kriege führen mußten. Da Gott ja entthront war, so herrschte er auch nicht länger über sie als König. Israel wußte, was die Folgen sein würden, schon Moses hatte es ihnen gesagt, und Samuel hatte sie sehr gewarnt. Sie hatten ihre Wahl gehabt, und sie hatten gewählt zu leiden, lieber als Gott zum Könige zu haben. 1. Sam. 8, 8—22 wird jetzt jedem Leser unfehlbar klar sein.

Bei der Berufung des Königs gab Samuel nochmals seine Warnung: Er wiederholte zuerst die vielen Errettungen seitens Jehovahs, und nun hatten sie diesen wunderwirkenden Gott bei Seite gesetzt. Dennoch versprach Gott, zu helfen, wenn. . Man lese 1. Sam. 12, 1—2 und 6—15. Wie sehr bezeichnend sind diese Worte.

Israel bekannte seine Sünde, 1. Sam. 12, 19—25, aber sie gingen nicht zurück zur Theokratie. Und doch versprach Gott zu helfen; doch wieder, wenn . . . Anders konnte Gott ja auch nicht — das ist uns wohl klar.

Wir hören weiter, was einer der Propheten zu allem sagt: Hosea 13, 9—11. Sehr eindrucksvolle Worte, endend wie folgt: — „Ich gab euch einen König in meinem Zorn; und in meinem Grimm will ich ihn euch wieder nehmen!" Das sagt genug! Und dennoch sagen Leute noch immer wieder, daß es Gottes Wille war, daß sie einen König haben sollten, anstatt der so unvollkommenen Richter. — Lesen Leute denn nicht ihre Bibel?

Die Folgen von dieser Königswahl blieben natürlich nicht lange aus. Alle weitern Kriege waren direkte Folgen dieser großen Sünde. Und von jetzt an besonders, fochten sie ihre eigenen Kriege; obzwar Gott sie nicht verließ, sie waren dennoch sein Volk. Siehe 1. Sam. 12, 22.

Nach diesem großen Schritt weiter weg von Gott, wie konnte Gott noch länger versprechen, für sie zu streiten? — Und er hat es auch nicht mehr getan. Wie er ihnen dennoch immer wieder zur Hilfe kam, sehen wir noch in 2. Könige 6, 13—23. Dieses ist ein starker Beweis für meine Ausführung.

David, „der Mann nach dem Herzen Gottes" — und doch ein Kriegsmann? Aber gerade an ihm haben wir einen der klarsten Beweise dafür, daß sich Krieg nicht reimt mit dem Willen Gottes und mit wirklichem Dienst für Gott in seinem Reich. Gott hatte viel zugelassen, aber sehr strenge zieht er die Linien, als David ihm einen Tempel bauen will. 1. Chron. 22, 8. Gott zeigt hier seinem Volke, daß irdischer Krieg und das Bauen eines Gotteshauses nicht zusammengehen: Blutbefleckte Hände sollen nicht dem Herrn dienen, in geistlichen Dingen. (Forts. folgt)

Zur Beachtung.

Wie bereits in der „Rundschau" bekannt gemacht wurde, habe ich den zweiten Band des Buches „Im Dienste des Meisters" zum besten der Deutsch-Englischen Fortbildungsschule hier gegeben, so viel sie davon verkaufen können. Also, wer nun den Preis, $1.00, an den Kassenführer der Schule sendet, wird das Buch portofrei erhalten.

Weil ich aber die Verbreitung des Buches als ein Missionswerk ansehe, so will ich allen, die dieses Jahr vielleicht nicht das Geld für die Schule übrig haben, so weit die Umstände es erlauben, das besagte Buch frei und umsonst zuschicken, wenn sie mir ihre Adresse senden.

Brüderlich grüßend,

Isaac P. Friesen.

Rosthern, Sask.

Einladung.

Die M. B. Gemeinde zu La-Salle ladet herzlich ein zu einem Tauffest, das, so Gott will, den 15. August stattfinden soll. Beginn 10 Uhr morgens. Vormittags Wortverkündigung und nachmittags wird an etlichen Geschwistern der Taufakt im La Salle-River vollzogen werden.

Brüderlich grüßend,

Abram Fröse.

Die deutsch-englische Fortbildungsschule zu Rosthern.

(German English Academy)

Die deutsch - englische Fortbildungsschule öffnet wiederum ihre Türen für unsere lernlustige Jugend. Sie tut es in dem Bewußtsein, daß in Zeiten der Dürre, wie wir sie in diesem Jahr besonders in Saskatchewan erleben, unsere Anstrengungen müssen verdoppelt werden, um uns in der jüngeren Generation, der Zukunft unserer Gemeinden, die geistigen und geistlichen Güter zu erhalten und neu zu erwerben.

Das Direktorium der Schule ist wiederum bemüht, erfahrene und strebsame Kräfte als Lehrer an dieser Schule anzustellen. Auch in diesem kommenden Schuljahr soll der Kursus, der vom Unterrichtsministerium für Hochschulen vorgeschrieben wird, in neun Monaten (Oktober — Juni) durchgearbeitet werden. Dieser Kursus umfaßt die Grade 9, 10, 11 und 12. (Das genaue Datum des Schulbeginns wird rechtzeitig bekannt gemacht werden.)

Gebührende Aufmerksamkeit wird wiederum den deutschen Fächern gewidmet werden. Diese schließen in sich: Religion, deutsche Sprache, Kirchen- und Mennonitengeschichte und das deutsche Lied.

Bei der Schule befindet sich ein Internat, in dem Jünglinge für $90.00 das Schuljahr, also für die erwähnten neun Monate, Kost und Quartier mit elektrischer Beleuchtung haben können. Für Mädchen hat das Direktorium passende Stellen in der Stadt, wo diese für denselben Preis ein Heim für die Schulmonate finden.

Das Schulgeld beträgt

für Grade 9 u. 10	$18.00
für Grad 11	25.00
für Grad 12	30.00

Eintrittsgebühr $2.50. Gebühren für wissenschaftliche Zwecke (Science Fee) $2.00 für Grade 9 und 10; $3.00 für Grade 11 und 12.

Auch die **Bibelschule** wird in den fünf Wintermonaten (November — März) wieder arbeiten. Das Schulgeld beträgt in derselben für diese Zeit $15.00.

Zur Regelung aller Fragen, die mit dem Eröffnen der Schule verbunden sind, sollten wir beizeiten wissen, mit welcher Zahl von Schülern wir rechnen können. Wir bitten daher, daß die Schüler sobald wie möglich angemeldet werden.

Alle Anfragen und Anmeldungen richte man an den Sekretär der Verwaltung D. P. Enns, Rosthern, oder an Lehrer D. Pätkau für die Akademie und an Lehrer J. G. Rempel für die Bibelschule.

Das Direktorium.

Hillsboro, Kansas.

Noch drei Wochen, und dann werden die Schulen für ein weiteres Schuljahr eröffnet. Auch **Tabor College** wird dann sein Schuljahr beginnen. Voriges Jahr wurden 190 Studenten eingeschrieben, und man erwartet, daß dieses Jahr noch bedeutend mehr sein werden. Wir schauen betend und dem Herrn vertrauend auf ein erfolgreiches Jahr. Manche Verbesserungen sind gemacht worden, und besonders ist die Bibelabteilung bedeutend verstärkt worden. Die Konferenz bittet somit die Jugend von nah und fern, nach Tabor zu kommen für das kommende Schuljahr und sich hier unter strikt christlichem, positivem Einfluß auszubilden. Die Schule hat volle Anerkennung beim Staate. Um weitere Information und Katalog schreibe man an Tabor College, Hillsboro, Kansas.

Steinbach, Man.

Am Sonntag, den 1. Aug., taufte die Kleingemeinde zu Kleefeld 12 Seelen. Die hiesige M. B. Gemeinde taufte am selben Tage eine nette Anzahl; darunter P. D. Thießen und Tochter Liese. Ferner die Jünglinge David und Peter, Söhne von G. G. Klassen; Alfred, Sohn von Js. T. Löwen, und Jakob Thießen, der vor. Jahr in Ontario war. Weiter Anna Pankratz, Mary Hiebert und Greta Enns.

Vor einigen Wochen starb hier Jakob H. Hiebert, Grüntal, im Steinbacher Altenheim. Die Hauseltern A. Berg haben den Vereinsamten mit viel Aufopferung in seiner langweiligen Krankheit treu gepflegt.

G. G. K.

Gem, Alta.

Den ganzen Sommer, bis jetzt, hatten wir keinen durchdringenden Regen, außer einigen kleinen Spritzern. Obzwar wir Bewässerung haben, begrüßen wir doch einen schö-

nen Regen, weil es die Arbeit sehr erleichtert. Wir haben das meiste Getreide zum dritten Mal gewässert. Viel Kraft und große Geldauslagen sind gemacht worden, um zur Zeit das Wasser aufs Land zu bekommen. Gestern, den 29. Juli, um vier Uhr fing es an, im Nordwesten zu dunkeln. Die Wolken stiegen immer höher und wir freuten uns auf einen schönen Regen. Um 6 Uhr fing es an zu blitzen und ein starkes Rauschen in der Luft ließ sich hören. Nach einigen Minuten brach ein furchtbarer Staubsturm los, und ein Hagelsturm kam daher und hat große Verheerungen angerichtet. Die Nordwest-Ecke von unserer Ansiedlung ist faßt zur Wüste geworden. Auf hundert Prozent ist die Ernte vernichtet, die so prachtvoll dastand. Manche Fragen und mancher Seufzer entringt sich unserer Brust: „Herr, warum so?" Die schönen Gemüsegärten sind auch sehr beschädigt.

H. K. Siemens.

Quittung.

Im letzten Jahre (1936), in den letzten Tagen der Hopfpflückzeit wurden einige Personen sich einig, den Verdienst vom letzten Tage für die Afrikamission zu spenden. Es war nur eine kleine Summe: 5 Dollar und 6 Cents. Dieses Geld sollte ich Herrn Peter Löwen, Yarrow, übergeben, der es weiterleiten würde, welches ich auch sofort tat. Damals sagte ich den Spendern, daß ich es in der Rundschau bekanntmachen würde, damit sie wüßten, wieviel eingekommen sei. Teilweise vergaß ich es oder schob es immer wieder auf und so ist die Zeit hingegangen und die Hopfenplückzeit steht wieder vor der Tür und es mahnt mich stark, meine Unterlassung gut zu machen.

Vielleicht beteiligen sich in diesem Jahre mehr an den Spenden und es kommt eine größere Summe ein. Es ist ja eigentlich so wenig, was man am letzten Tage verdient, aber aus viel kleinen Summen kann eine große werden, und wenn Gott die Gabe segnet, kann dieselbe in Afrika viel Frucht bringen. M. W.

N.-Kildonan, Man.

Weil von unserem Orte so sehr wenig in unsern menn. Blättern erscheint, will ich heute, nach langem Schweigen, mal einiges berichten.

Was uns im Familienleben persönlich betrifft, so müssen wir mit dem Propheten ausrufen: Seine Gedanken sind nicht unsre Gedanken und seine Wege sind nicht die unsrigen. — Es war am 14. Juni, als meine liebe Frau von einer plötzlichen Anfalls-Krankheit heimgesucht wurde, und das, was in einer einzigen Minute geschah, ist heute, nach sieben Wochen, noch nicht hergestellt worden. Nach Aussage des Arztes war diese Krankheit durch zu hohen Blutdruck verursacht worden. Aber, Gott sei Dank, sie befindet sich auf dem Wege der Besserung, wenn der Kopf auch noch sehr empfindlich und schwach ist, so geht es doch schon alle Tage ein wenig besser. Wir danken allen Geschwistern für ihre Fürbitte und ihre Besuche. Daß man uns liebt, werden wir jetzt recht inne. Schwester C. N. Hiebert und meine liebe Frau sind jetzt Leidensgenossinnen, beider Krankheit hat eine Aehnlichkeit und vorläufig ist es ganz ausgeschlossen, daß sie sich gegenseitig besuchen könnten. Der Herr nimmt auch seine Boten mal in seine Schule, wo sie Geduld und Ergebung lernen sollen.

Aus dem Gemeindeleben wäre zu berichten, daß der liebe Herr uns oft durch Predigerbesuche erfreut hat. Im Winter durch die Brüder, die uns laut Konferenzbeschluß besuchen sollten und jetzt im Laufe des Sommers durch Missionsgeschwister. Missionar Br. Joh. Voth erfreute uns mit einer herzlichen Predigt. Am 29. Mai besuchten uns Geschw. Ab. Kröker aus Afrika. Am 21. Juni Geschwister J. H. Lorenz aus Indien und am 27. Juni Geschwister J. Pankratz aus den Ver. Staaten, welche auf dem Missionsfelde in Indien alt geworden sind. Und gestern, Sonntag, also am 1. August, erfreute Br. Leon Rosenberg uns durch seinen werten Besuch. Alle brachten das teure Gotteswort den Zuhörern so nahe, das wohl keine Entschuldigung vor Gott wird stattfinden können. Möchten doch alle Gotteskinder wärmer werden, daß der liebe Herr Erweckungen schenken könnte.

Geschwister Lorenz erfreuten uns auch mit einem kurzen Besuch in unserm Hause; sie waren an dem Krankenbette meiner l. Frau. Schwester Lorenz offenbarte viel Liebe. Sie ist nicht nur eine Mutter in Israel, sondern überall, und die indischen Frauen müssen sich zu solcher Schwester hingezogen fühlen. Der Herr wird's seinen Arbeitern vergelten. Wir wollen für alle Missionsbestrebungen beten, aber auch unsere Nächsten nicht vergessen, die noch unbekehrt sind.

Grüßend, Euer Mitpilger nach Zion,

H. M. Janzen.

Winnipeg, Man.

Einen Gruß der Liebe an alle Leser der Rundschau!

Wie die meisten Leser der Rundschau wissen werden, sind wir seit Ende Juni wieder in Winnipeg in unserm alten Arbeitsfelde. Wir haben in der Zeit uns. Weilens in den Staaten manchen Segen gehabt, und unser Wunsch und Gebet ist, daß der Herr auch das Wort segnen möchte, welches ich dort in Schwaheit ausstreuen durfte. Ich bin dem Herrn auch sehr dankbar, daß ich bedeutend gesunder bin, doch meine liebe Tina ist in letzter Zeit sehr kränklich gewesen. Ihr Blutdruck ist viel zu hoch, so daß sie 14 Tage lang, jeden Tag sehr Nasebluten hatte, und ihr Herz ist sehr schwach, so daß wir schon oft an Sterben gedacht haben. Unser Trost ist ja, daß Er helfen kann, und daß Seine Gedanken und Wege höher sind. In Röm. 8, 28 heißt es: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen." Unser Gebet ist, daß es dem Herrn gelingen möchte, auch uns näher zu sich zu ziehen. Wir haben in letzter Zeit öfters Briefe bekommen, wo Geschwister uns Trostesworte schicken und schreiben, daß sie für uns beten. Wir danken für alle Teilnahme und bitten, betet auch in Zukunft für uns und alle andern Kranken, die der Fürbitte besonders bedürfen. Unser Wunsch und Gebet ist, daß meine liebe Tina noch stärker werden möchte, und daß der Herr uns viel Gnade geben möchte, die Arbeit so zu tun, daß Sein Name verherrlicht kann werden, und daß noch viele den Herrn Jesus möchten kennen lernen als ihren Erretter und Seligmacher, und daß Seine Kinder dem Herrn möchten näher kommen.

Möchte Euch noch wissen lassen, daß unsere Adresse in Zukunft sein wird wie folgt: 573 Anderson Ave., Winnipeg, Man.

Grüßend,

C. N. Hiebert.

Wagst du es?

Immer wieder ist Christus falsch verstanden worden. Die Jünger Jesu sahen in Ihm den König der kommenden Zeiten. Sie dachten nur an ein Leben des Erfolges, Jesus aber rief sie auf zu dem ganzen Wagnis mit Gott. Solch ein Wagnis, so sagt uns Christus und lebt es uns vor, bringt Kampf, Verfolgung und Tod. Immer da, wo mit Christus ganzer Ernst gemacht wurde, erhob sich Verfolgung, Spott und Hohn. Christus erwartet von uns, daß wir bereit werden, Opfer zu bringen: Opfer an Leib und Gut. Und nur da, wo diese Forderung Jesu nach der Bereitschaft um Seinetwillen geschmäht und verachtet zu werden, Verzicht zu leisten auf ein geruhsames, sorgloses Leben, im Glauben an Seine Macht, auf Sein Wort gewagt werden, nur da werden die Kräfte des Christentums anschaulich lebendig. Es ist interessant, was Dr. T. K., Japan, über die Anfänge der starken christlichen Bewegung seines Landes schreibt:

Als wir vor Jahren das Christentum in Japan aufnahmen, war einer der Hauptgründe das Vorbild Jesu Christi als Opfer. Wie viele Samurais, der Adel Japans, und wie viele junge Männer nahmen Christus ganz ernst! Denken Sie zum Beispiel an Juji Ishi, den Begründer des größten Waisenhauses in Japan, der seine große Schule für medizinische Wissenschaften verließ, um alle Wünsche nach Reichtum und Ehre zu begraben. Sadajiro Hongo, ein anderer hervorragender Begründer eines Waisenhauses, verließ seine glänzende Stellung. Diese Beispiele von Opfer legten neben anderem den Grund für die christliche Bewegung in Japan. Nobue Terashima, eine ausgebildete Krankenpflegerin, nahm acht alte Frauen in ihr Haus auf und verpflegte sie, wenn sie am Abend müde und abgespannt nach Hause kam, weil die Alten niemand hatten, der sich um sie kümmerte. Sie ging niemand um Hilfe an, sondern unterhielt diese große Familie einsamer alter Frauen von ihrem eigenen Verdienst.

Shumpei Homma, früher ein Riksha-Läufer in seiner Vaterstadt, wurde ein Freund der Aermsten. Nachdem er das Buch Lombrosos gelesen hatten, in dem dieser sagt, daß alle die armen arbeitslosen jungen Menschen der unteren Schichten Verbrecher würden, wurde er so entsetzt, daß er versuchte, ihnen auf alle Weise zu helfen. Er gründete Schulen und versuchte, ihr junges Leben mit Inhalt zu erfüllen; alles einfach aus dem Grunde, daß Jesus Christus, der für die Sünder und die Kranken zur Heilung und Rettung gekommen war, ihn mit Seinem Geist erfüllte. Diese Beispiele der jungen Christen sind uns ein Zeugnis dafür, was es heißt, Opfer zur Ausbreitung Seines Königsreiches zu bringen. Wer den Tod fürchtet, wird niemals an dem Bau Seines Reiches mitarbeiten können.

Und der Segen, den eine solche ungeteilte Hingabe an Christus über ein Land bringt, wird uns anschaulich, wenn wir in einer nichtchristlichen japanischen Zeitschrift folgendes Urteil lesen: „Das Christentum ist die kleinste unter den Religionen des Landes, noch kaum beachtet und bekannt. Aber was es an Segen in unser Volk trug, übertrifft bei weitem die wohltätigen Wirkungen des Buddhismus und des Konfuzianismus. Dies muß gesagt werden, um jener kleinen Schar unseren Dank abzustatten, die in opfervoller Arbeit vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt und nie die Hoffnung auf den Sieg ihrer ohne Zweifel nicht leichten, aber sittlich am höchsten stehenden Lehre aufgibt."

Worauf es ankommt.

Es kommt nicht darauf an, glücklich zu sein, sondern andere glücklich zu machen.

Es kommt nicht darauf an, geliebt zu werden, sondern zu lieben und andern zum Segen zu sein.

Es kommt nicht darauf an, zu genießen, sondern mitzuteilen.

Es kommt nicht darauf an, sich selbst durchzusetzen, sondern sich selbst zu verleugnen.

Es kommt nicht darauf an, sein Leben zu finden, sondern es zu verlieren.

Es kommt nicht darauf an, seine eigene Befriedigung zu suchen, sondern befriedigt zu sein, indem wir andere befriedigen.

Es kommt nicht darauf an, daß Gott unseren Willen tut, sondern daß wir Seinen Willen tun.

Es kommt nicht darauf an, ob wir lange leben, sondern daß unser Leben den rechten Inhalt hat.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Vancouver Insel, B. C.

Hier unten im Comox-Tale,
Fern vom Zentrum der Welt,
Rastlos ein Völklein kämpfet
Nach Heimat, Frieden und Geld.

Manch ein Dichter hat durch ein Gedicht oder ein Lied die Fenster zu seinem Herzen geöffnet, so daß andere hineinschauen durften, was sein Innerstes bewegte. Möchte nun auch mit dem oben gesagten ein etwas die Tore zu unserem Tale öffnen, damit die lieben Brüder und Schwestern, und alle werten Leser der Rundschau, uns für einige Minuten in unserem Tun und Treiben beobachten können.

Wir sind schon oft gebeten worden, doch von hier etwas zu berichten, und fast will es so scheinen, daß in dem rastlosen Kämpfen keine Zeit dazu ist. Unser Volk hier zählt 30 Familien beider Konfessionen, mit ungefähr 165 Seelen. Zwei Gotteshäuser sind im letzten Jahr erbaut worden. Die Einweihung des Versammlungshauses fand am 1. Januar, und die der Kirche am 25. Juli statt.

1. Der Kampf um die Heimat.

Man hört hier mitunter den Ausdruck: Es ist doch wirklich interessant, bei dem Entstehen einer Ansiedlung von Anfang an dabei zu sein. Und fürwahr, ich stimme dem bei, denn es ist doch ein großer Unterschied, ob man in der Prärie wo eine Farm übernimmt, oder hier auf Stumpfenland ein Heim baut. Manchmal wurde mir so ganz anders zumute, wenn ich die Nachbarn hier von der Ansiedlung in Sibirien erzählen hörte, wo sie mit vielen Widerwärtigkeiten gekämpft, viele Entbehrungen, Not und Tod gesehen hatten. Dann es aber auch nicht unterließen, uns Mut einzuflößen, stets auf den Herrn zu vertrauen, viel Gemeinschaft zu pflegen in Wort und Gebet, sehr vorsichtig im Haushalt zu sein. Bescheiden, zufrieden und anspruchslos müsse das Leben eines Ansiedlers eingestellt sein. Heute schauen wir zurück auf eine Arbeit, die in 2½ Jahren getan worden ist, und ich darf sagen, daß es bei vielen den Anschein hat, daß da eine Heimat entsteht. Viele Hunderte geplanzter Bäume, die netten Erdbeerenfelder, Himbeer-, Loganbeer- und Stachelbeerstauden, mit den wohlgepflegten Gemüse- und Blumengärten, bieten dem Besucher einen lieblichen Anblick. Auf einigen Stellen findet man auch schon etwas Grünfutter. Es geht ja nur langsam vorwärts, doch können die dicken Stumpfen dem mutigen Ansiedler nicht lange trotzen, sie müssen weichen, denn es hat ein Kampf um die Heimat begonnen.

2. Der Kampf nach Frieden.

Die gekauften Länder der Ansiedler zählen von 25 — 100 Acker und somit hat ein jeder genügend Spielraum, um nicht zu oft in Hörweite seines Nachbarn zu sein. Zweitens, gute Weide für Vieh (eingesäter Rotklee) und hat der Siedler erst soviel klares Land zu Heu, so kann er seine Milchwirtschaft vergrößern, seine Töchter, anstatt in die Großstadt, hinter die Kühe schicken, um zu melken; seine Söhne, die jetzt bei den Logging Companien im Walde Arbeit finden, leisten schwere Arbeit im Roden in den Wintermonaten oder in der Feuersaison, wenn die Camps geschlossen sind. Somit versucht ein mancher den Frieden des Hauses zu wahren. Das besorgte Mutterherz, welches so unruhig ist, solange sie ihr Kind unter fremden Menschen weiß, zu beruhigen. In diesem Kampf nach Ruhe und Frieden des trauten Familienglücks, wenn Sohn und Tochter nach Wochenlanger schwerer Arbeit sich bei Vater und Mutter einstellen, der Vater mit Stolz den gesunden Körper seines Sohnes betrachtet, das Mutterauge die Seele der Tochter prüfend durchschaut, dann empfindet wohl jedes, es ist so schön. Und doch — es fehlt noch etwas! Der Kampf nach Ruhe und Frieden äußerlich, beruhigt nicht innerlich. Doch dem Herrn wollen wir danken; der große Friedensfürst hat überall gesiegt, wo aufrichtige Kämpfer kämpften um Seelenfrieden. So schenkte der Herr uns ein Freudenfest am 11. Juli, wo ein junger Bruder durch die Taufe bekannte, ein Eigentum Jesu geworden zu sein. Eine Schar Sonntagsschüler sind treue Bekenner Jesu und versuchen, ihm zu folgen. Der Kampf geht gemeinsam von Jung und Alt und der Herr gibt uns den Sieg. Haben unsere am Anfang eingeführten Mittwochabend-Bibelstunden noch immer Winter und Sommer beibehalten können, wo uns der Herr schon so oft reichlich gesegnet, aufgerichtet und getröstet hat.

3. Der Kampf nach Geld.

Darüber möchte ich eigentlich nicht schreiben. Wie sieht das so finster aus! Fast will mir bange werden bei dem Feststellen dieser Tatsache. Würde es nicht genügen, wenn wir es mit den ersten zwei Kämpfen zu tun hätten? Jawohl! Aber der Feind unserer Seelen sagt: Wir brauchen auch Geld! Und sonderbar leicht bringt er es fertig, uns immer wieder diese Worte ins Ohr zu flüstern. Auf zweierlei möchte ich hinweisen. Mehr oder weniger hat unser Volk eine christliche Erziehung genossen, wodurch uns die Lehren des Wortes Gottes klar gemacht wurden. Weiter ist auch unser Volk sowie jedes andere von Gott begabt mit einem Gewissen, welches Recht und Unrecht unterscheiden kann, und doch kommen wir soweit, daß wir uns in der Sonntagsheiligung nicht zurechtfinden. Wenn Personen heute sagen, sie können ihre Stelle doch nicht verlieren um des Sonntags willen, so geben sie zu, daß sie um des Sonntags (Sabbats) willen gemacht sind und nicht der Sonntag (Sabbat) um des Menschen willen. Mark. 2, 27.

Sollte bei Gläubigen der Friede Gottes im Herzen regieren, so würde man nicht eine Anstellung übernehmen, wo man im Voraus weiß, daß Sonntags geareitet wird. Oder im andern Falle, wo man es nicht wußte, frei bekennen, daß der Sonntag uns heilig ist, und möge dann kommen, was da wolle. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß gerade den Letzteren das Vertrauen geschenkt worden ist. Weiter das Verhalten zum Nächsten. Wenn wir das Wort des Herrn Jesu betrachten: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, so ist damit auch gesagt: Tue deinem Nächsten nichts Böses. Wenn nun jemand eine gute Stelle in Aussicht hat, oder sonst einen guten Zweig des wirtschaftlichen Fortkommens findet, und sein Nachbar stets vom Feind die Worte hört: Das wäre was für dich, sieh mal, was es dir einbringen würde, wenn du dich um die Stelle bemühtest, und dann die Stimme des guten Gewissens überhört, so kommt es dahin, daß er raubt, was nicht sein ist. Solchen Kampf nach Geld wird der Herr nie segnen. Darum bitte ich alle, mehr das Wort Jesu zu beherzigen: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch solches alles zufallen. Matth. 6, 33.

Js. Görtzen.

Lena, Man.

Die Lage in Rußland muß wohl schwerer sein, als wir es uns denken mögen. Die Christenverfolgung geht dort offenbar den schrecklichen Gang immer fort. Es ist doch sehr ernst, wie wir hier dazu stehen, und nicht nur wir, nein — die Christenheit der ganzen Welt. Und doch meine ich zuerst uns, weil wir von drüben fliehen durften und nun einstweilen ruhig und still unseres Glaubens leben dürfen; was mag's anderes sein als Gnade? Genießen wir denn diese große Gnade als Volk Gottes, so lasset uns untereinander ermahnen zu ernstem Gebet, und fürbittend unserer leidenden Brüder in Rußland gedenken. Schon mancher unserer Lieben hat den Märtyrertod erlitten. Auf mancherlei Weise sind sie dort niedergemacht worden, wovon wir hier vielleicht nur eine kleine Ahnung haben.

An meine Adresse kam ein Brief von Rußland, weiß aber nicht, von wem er ist, oder auch, an wen derselbe ist, jedoch er zeigt, daß dort die Verfolgung fortgesetzt wird. Ich gebe hier den Brief wörtlich wieder. Er sagt uns, daß die Gläubigen allenthalben Trübsal haben — sich jedoch nicht ängstigen. Sie leiden Verfolgung, aber sie werden nicht verlassen; sie tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an ihrem Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an ihrem Leibe offenbar werde, nach 2. Kor. 4, 7—10.

Der Brief, datiert vom 3. Januar 1937, lautet also:

Werte Geschwister im Herrn! Gnade und Friede von Gott, unserm Vater und dem Herrn Jesus Christus sei mit Ihnen und Ihrem ganzen Hause auch in diesem Jahre! Heute schauen wir zurück auf die mancherlei Leiden des verflossenen Jahres; doch nicht nur Leiden hat es uns gebracht, nein, auch manche Freude und Wohltat haben wir erlangt, und aus seiner Fülle haben wir genommen Gnade um Gnade. Aus tiefer Brust ringt sich's: O, Gott, wir sind nicht wert solcher Güte und Huld, die Du stets an uns bewiesen! Obgleich bei diesem Jahreswechsel (der Brief wurde im Januar geschrieben) besonders ernste Zeichen der Zeit uns entgegentreten, so dürfen wir doch nicht zaghaft werden, denn der im verflossenen Jahre bei allen Gefahren und Lebenslagen unsere Zuflucht und Schirm war, wird auch in diesem Jahre alles herrlich hinausführen, und da mag auch manche Hoffnung zerrinnen und unser letztes Erdenglück in die Brüche gehen. Darum sind wir getrost und freuen uns ob der gemachten Erfahrungen im alten Jahre und danken Gott, daß es uns nicht vergönnt war, den Schleier der Zukunft zu lüften. Wir sagen Ihnen herzlich Dank für die Glück- und Segenswünsche, so-

(Fortsetzung auf Seite 11)

Radioprogramm

Auf der ersten Seite ist eine Bekanntgabe, daß der Kildonan Männerchor Donnerstag singen wird. Dieses Programm wird diese Woche jedoch nicht gegeben werden können, wie ich soeben erfuhr. Wann er singen wird, wird in der nächsten Nummer bekannt gegeben werden. J. H. N.

Jörgeli.

(Fortsetzung von Seite 3)

„Weil — weil es herausgetönt hat: Lasset die Kindlein ins Himmelreich kommen. Und im Himmelreich ist Er doch. Oder wenn Er auf der Erde ist, so möchte ich Ihm begegnen. Und da ist es mir so gewesen, Er sei hier, und — und zuerst habe ich gedacht — Ihr seid's vielleicht."

„Was halt so ein törichtes, kleines Büblein denkt!" meinte der Großvater kopfschüttelnd. „Das hättest doch nicht denken sollen! Aber schau, Er ist doch hier bei uns und sieht und hört alles. Nur sehen Ihn unsere Augen nicht, da ist aber Einer, der weist uns den rechten Weg, daß wir Gott begegnen können. Schau, mit dem bin ich bekannt. Er ist mein liebster Freund. Es ist der Heiland Jesus. Der allein kann's machen, daß wir zu Gott kommen. Drei Wörtlein nur brauchst immer im Herzen zu haben, und alles kommt von selber. „Heiland, führe mich!" sagst du, weiter nichts. Wirst sehn — Er führt dich recht."

Da kam die Mutter herein, und so ward des Großvaters Rede unterbrochen. Sie sah auch mit großer Teilnahme auf das fremde Büblein und dachte, der Hunger habe es wohl hergetrieben. So hatte sie in der Küche gleich einen rechten Teller voll warm gestellt und wollte nun das Kind herausholen. Der Großvater aber wandte sich zu ihr: „Es ist einer, der den lieben Gott sucht, Marie, und gern ins Himmelreich hinein möchte. So ist er also auf dem gleichen Weg, wie wir alle. Und als unser Mitpilger und Weggenosse werden wir uns wohl seiner annehmen müssen." Und ganz kurz erzählte der Großvater auch sonst noch alles, was er von dem Büblein wußte. Die liebe Mutter wurde ganz nachdenklich und meinte: „Wäre nur auch der Vater hier! Aber da wir immer so eines Sinnes sind, so wird es ihm gewiß recht sein, was wir mit dem verlassenen Büblein machen. Es ist doch sicher, daß Gott es uns geschickt hat." — Das war nun auch des Großvaters Meinung und er war weiter der Meinung, es sei am besten, wenn das Kind nun zu allererst in reine, saubere Kleidlein gesteckt würde.

So nahm also die Mutter das Büblein liebreich an der Hand und führte es ins Badekämmerlein. Als dann der Jörgeli wieder herauskam, war es ein schönes, frisches Büblein, das in Felixlis Gewandung ordentlich vornehm aussah. Der Felixli stand staunend vor ihm und dachte: „Es ist kurios. Es ist doch kein Vagäntlein. Er hat ein Gesicht wie — wie, fast wie das Jesusbüblein im Tempel auf dem Bild. Und ich wollte, er wäre mein Brüderlein." —

Dieweil aber der Jörgeli in der Küche so recht nach Herzenslust seinen Hunger stillte, hatte die Mutter noch ihre besondere Unterredung mit dem Großvater. Sie verstanden sich beide ausnehmend und waren in allem durchaus gleicher Meinung, u. als zum Schluß die Mutter bemerkte: „So müssen wir halt gleich zum Goldbrünneli gehen und mit des Bübleins Vater reden", nickte der Großvater ganz einverstanden.

In der Küche aber saß vergnügt der Jörgeli und sagte zwischen dem Essen immer von Zeit zu Zeit: „Heiland, führe mich!" — Ei freilich, das tat der Heiland ja nun. — —

Der Korber, der unter der großen Tanne im Schatten beim Goldbrünneli saß und vor sich hinstarrte, sah auf einmal verwundert dem kleinen Trüpplein Menschen entgegen, das geradewegs auf ihn zusteuerte. Der Vetter Michel aber meinte seufzend, als er plötzlich den Jörgeli erkannte: „Ach! ach! Was muß es nun wieder geben! Was soll es wohl bedeuten?" denn er sah immer irgend ein Unheil kommen.

Die Försterin aber meinte fröhlich: „Es kommt nichts Schlimmes, bleibt nur ruhig." Der Großvater wandte sich nun dem finster dreinblickenden Korber zu und sprach herzlich und dringlich, daß der Felixli gern ein Kamerädlein hätte, und wenn's der Jörgeli sein dürfte, so wollten sie ihn gewiß gut halten. Für ihn, den Korber, und den Vetter Michel aber wolle er sich gern im nahen Städtchen in der Korbfabrik nach einer Stelle umsehen, da der Fabrikherr sein Freund sei. Eine rechte Stelle dort sei gewiß besser als dies heimatlose Herumirren.

Da wurden die Mienen des Korbers ganz licht und hell, und da er nicht von viel Reden war, dankte er mit den Augen, und nun sah man erst, daß es eigentlich dieselben schönen Augen waren, die der Jörgeli hatte. Der Vetter Michel aber meinte in einemfort: „Es ist nur, weil dem Jörgeli seine Mutter so viel gebetet hat, es ist nur deswegen! Jetzt sieht man's!"

Das glaubten die andern alle auch und redeten noch in der freundlichsten Weise zusammen, und dann sollte also der Jörgeli vom Vater und dem Vetter Michel und der ganzen Korberei Abschied nehmen. Er tat es ganz fröhlich, weil er doch gehört hatte, daß der Vater und der Michel dann und wann am Sonntag im Försterhaus zu Gast sein sollten.

So zog der Jörgeli mit dem Felixli Hand in Hand in seine neue Heimat, die ihm der liebe Gott, der dem Jörgeli eben doch begegnet war, so auf einmal geschenkt hatte. Als das Büblein abends in einem schneeweißen Bettlein lag, und die Mutter nicht nur mit dem Felixli, sondern auch mit ihm gebetet hatte, konnte er alles gar nicht fassen. So traumhaft schön kam ihm alles vor, daß er seiner Sache gar nicht sicher war, ob er statt auf Erden nicht doch fast im Himmelreich sei. Ein unbeschreiblich wonniges Gefühl durchzitterte ihn, da er nun wieder eine linde Mutterhand spüren durfte. Noch im Traum kam's über die Knabenlippen: „Heiland — Heiland, führe mich!"

Und weil er es auch fürderhin immer wieder sagte und sich willig führen ließ, so kam es so, wie der Großvater gesagt: Er, der Herr Jesus, führte den Jörgeli recht — Gott entgegen.

Aus „Goldene Herzen" von Berta Rosin.

„Ja, das wollen wir in des Heilands Namen tun! Es ist mir ganz klar, Er hat das Kind uns zugeführt." —

Der Leuchter von Bethanien.

Seit hundert Jahren hängt in der Kapelle des Diakonissenmutterhauses Bethanien in Berlin ein Kronleuchter, der dem berühmten Leuchter des Abtes Bernward im Dom zu Hildesheim nachgebildet ist. Daß dieses „Jubiläums" besonders gedacht worden ist, hat seinen guten Grund; denn für die, die die Vorgeschichte dieses Leuchters von Bethanien kennen, ist er nicht ein kirchliches Gerät wie andere, für sie ist auch nicht sein künstlerischer Wert das Entscheidende, sondern eben die Mahnung dieser Vorgeschichte, die es wach zu halten gilt. Bethanien ist bekanntlich eines der ältesten Diakonissenhäuser in Deutschland. Es wurde von Friedrich Wilhelm IV. gestiftet und erhielt von der Königsfamilie für die Hauskapelle auch schwere goldene Abendmahlsgeräte. Eines Tages entdeckte die Diakonisse, die den Küsterdienst versah, die Spuren eines Einbruchs. Jemand, der mit der Lage der Kapelle und dem Aufbewahrungsort der Abendmahlsgeräte sehr vertraut gewesen sein mußte, hatte die goldenen Gefäße gestohlen. Jahrelang wurde für diesen Mann von dem Diakonissenpfarrer und seinen Schwestern Fürbitte getan. Mehr als zwanzig Jahre vergingen, die geraubten Gegenstände waren längst ersetzt, als der Anstaltspfarrer einen Brief erhielt. Er war am Sterbebette des Mannes geschrieben, der einst die Abendmahlsgeräte gestohlen hatte. Diese Tat hatte sein Gewissen nicht zur Ruhe kommen lassen. Er wollte das Geschehene wieder gut machen und sparte für einen Leuchter für die Anstaltskirche. Ueber 60 Mark lagen da, als er auf dem Sterbebette lag und in Frieden heimging. Ein Freund schrieb an das Diakonissenhaus, was der Sterbende ihm gebeichtet hatte, und schickte das Geld. In der Pfingstzeit 1887 sahen die Diakonissen in einem feierlichen Gottesdienst den Kronleuchter, zu dem viele Freunde der Anstalt noch Gaben beigesteuert hatten, zum erstenmal brennen.

Gott hört.

Pastor Otto Funcke erzählt: Lang ist es her, da ging ich eines Abends von Halstedt, einem Vorort Bremens, heim, und zwar ganz allein; die Straße war menschenleer. Bald gab es einen unerwarteten Aufenthalt, keinen von außen, sondern von innen heraus. Ich kam an die sogenannten „drei Pfähle", an eine Stelle, wo nur armselige Hütten standen. Aus einer schien ein schwaches Lichtlein, und eine innere Stimme sprach zu mir: „Du sollst in dies kleine Häuslein gehen."

Ich wollte der Stimme wehren, denn zu Hause wurde ich längst erwartet, und ich war auch sehr müde. Ferner sagte ich mir sehr vernünftig, daß ich die Leute da drinnen gar nicht kenne, und was die wohl sagen würden, wenn ich da plötzlich und ungerufen erschiene. Aber es half mir alles nichts, der Drang war zu mächtig; ich war schon weiter gelaufen, mußte aber umkehren.

Die Haustür war nur angelehnt; niemand könnte hören, daß ich eintrat. Im Zimmer saßen und knieten etliche Kinder um ihre Mutter her und schrien fast leidenschaftlich: „Moder, wie wilt awer äten! Moder, Moder, giv us Brot!"

Die Mutter, eine große, stattliche Frau, saß da, bleich und verhärmt, das Auge voll Tränen. Sie hielt sich wie eine Verzweifelte die Ohren zu und rief:

„O Gott in'n Himmel, wie kannst Du dat ansehen? O Gott, help doch de armen Kinner! O Gott, ich glöw, Du kannst nich mehr hören!" In diesem Augenblick trat ich ins Zimmer. Ich legte meine Hand auf die Schulter der Frau und sagte mit lauter Stimme:

„Doch, liebe Frau, Gott kann noch hören! Er hat auch Sie gehört, und er hat mich geschickt; noch in dieser Stunde sollen Sie und Ihre Kinder satt werden."

Mutter und Kinder waren starr vor Staunen. Sie schauten mich an wie die Träumenden.

Aber jetzt galt es zunächst, die Hungrigen zu speisen. Die Frau u. ich nahmen den größten Korb, der vorhanden war, und nacheinander besuchten wir den Bäcker, Kolonialwarenhändler und Milchverkäufer. Die Kinder trabten mit und bekamen beim Bäcker gleich einen Anbiß. Das war eine frohe Fahrt.

Auf dem Wege erzählte mir die Frau, daß sie erst seit kurzem so arm geworden sei. Ihr Mann wäre Omnibuskutscher gewesen. Nur ganz selten habe er übermäßig getrunken. Plötzlich sei er wegen einer Unregelmäßigkeit abgesetzt worden. Danach habe er sie verlassen, und wohin er gegangen sei, wisse sie nicht. So seien sie ans Hungertuch gekommen.

Die Kinder aber sagten: „Wir hebbt doch 'nen fixen Herrgott." —

Daß für die Leute weiter gesorgt wurde, versteht sich von selbst. Es war aber nicht lange mehr nötig, denn der Hausvater stellte sich bald reumütig wieder ein. Dem Schnaps hat er fortan dauernde Fehde geschworen, und er blieb treu.

Die Hütte blieb mir ein Denkmal der göttlichen Vorsehung.

(„Reichsgottes-Bote" Nr. 12, 1937.)

Es kommt nicht darauf an, was wir tun, sondern wie und warum wir es tun.

Es kommt nicht darauf an, was wir sind, sondern wie wir sind.

Es kommt nicht darauf an, ob wir viel Erkenntnis haben, sondern ob wir das Erkannte in die Tat umsetzen.

Es kommt nicht darauf an, wann wir sterben, sondern ob wir bereit sind, Gott zu begegnen.

Eva von Tiele-Winckler.

— Gemeindeblatt.

Alle meine Quellen.

Die Geschichte einer Segensfamilie

von

Käthe Dorn.

(Fortsetzung.)

Wenn es seinem tyrannischen Chef einfiel, weckte er den Jungen gegen ½11 Uhr aus dem ersten Schlafe und jagte ihn wieder aus dem Bett. Dann mußte er noch, bis nachts um 3 Uhr kopieren u. andere Schreibereien fertig machen — und sie dann auch noch zur Post tragen. Der harte Mann kannte kein Erbarmen. Das schmächtige Bürschchen mußte hinaus in Wind und Wetter. Dort zitterte er oft vor Nässe und Kälte. Und auch die Augen wurden ihm naß dabei.

Eines Abends, oder vielmehr Morgens mußte er auch noch ein Schreiben forttragen. Da begegnete ihm am Briefkasten ein Herr, der von ungefähr des Weges daher kam. Verwundert fragte er den Knaben, was er denn noch so spät hier zu schaffen habe.

„Ich muß noch einen Brief für meinen Chef forttragen," gab Carl-Ernst mit etwas kläglicher Stimme zurück.

„So'n Unverstand! Das muß doch nicht bei Nacht und Nebel sein. Das hat doch Zeit bis morgen früh um 6. Eher wird der Briefkasten sowieso nicht ausgenommen."

Carl-Ernst nickte und schluchzte leise.

„Hast's wohl sonst auch nicht vom besten, armer kleiner Kerl?" Und von seinem freundlichen Zuspruch ermutigt, erzählte der bemitleidenswerte Knabe dem fremden Herrn seine traurige Lage.

Dieser hatte ihm in warmer Anteilnahme zugehört. „Das ist doch wirklich unerhört!" platzte er dann in ehrlicher Entrüstung heraus. Er zog seine Karte aus der Brieftasche und gab sie Carl-Ernst. „Hier mein Junge! Da steht meine Adresse darauf. Wenn's mal gar nicht mehr geht, kannst du dich vertrauensvoll an mich wenden. Ich will sehen, daß ich dir bei Gelegenheit eine bessere Stelle versorgen kann." Er reichte dem blassen Knaben freundlich die Hand und ging rasch von dannen. Carl-Ernst atmete tief auf. Das war doch ein Hoffnungsstrahl. Er leuchtete ihm eine Weile über seinen dunklen Lebensweg.

Die Lage des armen Kindes wurde nicht besser, sondern schlimmer. Es war kaum mehr zu ertragen. Und eines Tages, als sein Chef ihn wieder mit der größten Ungerechtigkeit behandelt hatte, hielt er es nicht länger aus — und lief einfach aus der Lehre fort. Daß dies ein unbedachter Schritt war, fiel ihm gar nicht dabei ein. Sein erster Zufluchtsort war nach Hause! Er sehnte sich danach, seiner guten Mutter die Not zu klagen. Sie hatte auch inniges Mitleid mit ihm und hätte ihn gern daheim behalten.

Doch sein Stiefvater machte ihm die bittersten Vorwürfe und nannte ihn einen faulen Schlingel. Er bürdete ihm neue Arbeitslasten auf. Doch die körperliche Anstrengung war zu groß für ihn. Er taugte mit seiner schwachen Kraft nicht zur Landwirtschaft — und sie sagte ihm auch nicht zu. Sein geweckter Sinn sehnte sich nach einer geistigen Ausbildung. Zuerst mußte er aber von unten anfangen. Die Notlage gebot ihm, das erste beste anzunehmen, denn die Vorwürfe seines Stiefvaters, daß er daheim nicht das Brot wegzuessen brauche, hatten ihn bald wieder aus dem Hause getrieben.

Carl-Ernst war nach Leipzig zurückgekehrt und hatte sich dort auf eigene Faust eine Stellung verschafft — und zwar als Laufbursche in einer Druckerei. Rennen und laufen mußte er allerdings dort ganz gehörig. Aber sonst hatte er es doch besser, als in seiner ersten, verunglückten Lehre.

Eine Zeitlang hielt er auf diesem Posten aus. Dann erwachte die alte Sehnsucht, höher hinaufzustreben, im verstärkten Maße in ihm. Da erinnerte er sich an die Güte jenes Herrn am Briefkasten. Er wandte sich in bescheidener Weise freundlich bittend an ihn — und durch seine Vermittlung erhielt er bald darauf eine Stellung als Lehrling in einer anderen Druckerei.

Wie war er froh, daß er als Lehrling eintreten durfte. Da lag ihm doch das Gebiet des Lernens und Vorwärtsstrebens wieder offen. Das machte ihm Freude!

Während seiner Lehrlingszeit wohnte Carl-Ernst bei einer alten Dame, die in ihrer Art fromm war. Sie war keine entschiedene Christin, aber sie übte einen guten Einfluß auf den jungen Menschen aus. Sie nahm sich seiner mütterlich wohlwollend an. Es war wohl Gottes Güte, die ihn in dieses Haus geführt. Denn die alte Dame wies ihn zur Quelle hin, aus der frisches Lebenswasser rann. Sie drängte ihn förmlich dazu, in die Katachese zu dem damals sehr bekannten und geschätzten Pastor A. zu gehen. Dieser bewährte Gottesmann verstand es in hervorragender Weise mit der schulentlassenen Jugend umzugehen. Carl-Ernst fühlte sich davon angezogen. Ja, er schwärmte so begeistert für die Katachese, daß er auch einen seiner Mitlehrlinge, der sein Freund geworden war, eifrig zu bewegen suchte, ihn in den schönen Unterricht zu begleiten. Das junge Bürschchen tat es ihm auch zu Gefallen.

Am andern Morgen aber erwies er sich als schlechter Freund. Er fing an Carl-Ernst mit seinen frommen Mukken zu hänseln. Und wie auf Verabredung fielen sämtliche 34 Schriftsetzerlehrlinge der großen Druckerei mit beißendem Spott über ihn her.

„Duckmäuser! — Tugendholz! — Heiliger! und noch eine ganze Menge anderer anzüglicher Redensarten flogen ihm an den Kopf. Zuletzt legte man ihm noch den Namen des stadtbekannten Geistlichen als Spitznamen bei. Man rief ihn damit höhnisch bald aus dieser und jener Ecke.

Carl-Ernst schwieg verschüchtert dazu still. Den Mut zu kämpfen hatte er noch nicht. Er selber aber ließ sich davon in seinem Inneren nicht beirren. Die Tropfen aus der Lebensquelle waren schon zu tief hineingefallen und hatten die leise darin aufsprossende Saat benetzt. Sie strebte langsam dem Lichte zu. —

Um diese Zeit hatte man gerade die geistgesalbten Predigten des teuren Gottesmannes in jener Druckerei zu setzen. Da hatte Carl-Ernst noch viel an Spott auszuhalten. „Du! das ist was für dich!" — „wenn du das setzt, kommst du in den Himmel", — „wie er sich geehrt fühlt, daß er sein Ideal drucken darf" — so schwirrte es bei der Arbeit spottend um ihn her.

Das war eine Feuerprobe für seinen eignen, noch ungefestigten Glauben. Doch Gott hielt ihn fest. Es war merkwürdig, gerade durch den Widerstand um ihn her wirkten die Predigten, die er zu setzen hatte, segensreich auf ihn ein. Da stand so manche Stelle darin, die gerade auf seine jetzige Lage paßte, ihn tröstend aufrichtete oder Mut zum tapfren Aushalten zusprach. Sie sickerten wie fallende Tropfen in seine Seele.

— — — — — —

In den katechetischen Unterricht ging Carl-Ernst nun nicht mehr. Er war aus demselben entwachsen. Aber er hatte sich dafür einem Jünglingsverein angeschlossen. Dort war geistiger Heimatboden für ihn, in den er tiefer einwurzeln konnte. Er fühlte sich sehr wohl unter der Schar gleichgesinnter Jünglinge. Ihr derzeitiger Vorstand war ein Oberlehrer. Man mußte ihn nur sehen, wie prächtig er mit den jungen Leuten umging, von denen er immer dicht umringt war.

„Grüß Gott, Herr Krüger! Das freut mich aber, daß Sie wieder da sind?" — „'n Abend Paulsen! nun? schon tüchtig Blätter verteilt heute?" — „Ah Wilhelm! pünktlich wie immer zur Stelle — und sogar doppelt wie ich sehe. Ei! was hast du denn da für einen lieben Kameraden mitgebracht. Den stell mir nur gleich einmal vor." — „Guten Abend junger Freund! nun, ich hoffe Sie fühlen sich recht wohl in unserer Mitte und werden auch bald heimisch unter uns." So begrüßte er die jungen Leute schon beim Eintritt und faßte jeden so an, wie er's gerade brauchte, meist aufmunternd, anfeuernd — und wo es sein mußte, auch mal einen kleinen Mahn- und Denkzettel austeilend, aber immer von der Liebe Christi diktiert. Da war es kein Wunder, daß er beliebt war. Die Jungens gingen alle durchs Feuer für ihn. Die reiferen Jünglinge verehrten und schätzten ihn hoch. Und vor allem, es ging Segen von ihm aus.

Auch Carl-Ernst blieb nicht davon unberührt. Er erlebte eine Erweckung in jener Zeit. Aber sie ging noch nicht so tief, daß er das Heil in Christo ganz erfaßt hätte. Er verstand das Geheimnis des Kreuzes noch nicht recht. Das Glaubenspflänzlein in ihm nährte sich von den Tropfen, die in seinen Herzensgarten fielen. Der volle Strom rauschte noch daran vorüber. — — —

Er hatte es nicht wieder gewagt, einen seiner Arbeitskollegen mit in den Jünglingsverein zu nehmen. Durch ihre Spottreden und Hänseleien hatten sie eine Scheidewand zwischen sich aufgerichtet — und das hatte auch sein Gutes. Denn dadurch blieb Carl-Ernst vor der Welt bewahrt, in die sie ihn sonst vielleicht mitgeschleppt hätten. So aber zog es ihn Sonntags in den Jünglingsverein. Dort wußte er, daß er herzlich willkommen war. Da reichte man ihm warm die Freundeshand und scharte sich gemeinsam um das teure Gotteswort. Aus diesem Brünnlein, das Wassers die Fülle hat, holte sich Carl-Ernst jedesmal eine neue Erquickung, die ihn für die ganze Woche stärken und den spottsichtigen Kameraden gegenüber über Wasser halten mußte. Oft war es ein einziges Wort oder ein kräftiger Kernspruch, an dem er sich aufrichten und standhalten konnte.

— — — — — —

Nach einiger Zeit wurde der Jünglingsverein, der im alten Lokal nicht mehr Platz genug hatte, in ein großes Missionsgebäude verlegt. Carl-Ernst fand mit seinem wissensdurstigen Geist manche neue Anregung dort. Es tagte auch eine Buchdruckerschule in dem viele Zweige umfassenden, großen Gebäude. Der junge Mann bekam dadurch Gelegenheit, Privatunterricht in lateinischer und französischer Sprache, sowie noch einigen andern Fächern zu nehmen. Für fremde Sprachen hatte er einen ausgeprägten Sinn. Duch seine Setzerarbeiten in der Druckerei war er auch schon mit dem hebräischen Alphabet bekannt geworden. Ebenso hatte er die Noten durch das Drucken dreselben gelernt. In seinem lernbegierigen Eifer strebte er danach, sich möglichst viele Wissensschätze anzueignen. Er sparte, entbehrte und darbte sogar zuweilen, nur um Privatstunden nehmen zu können, die ihm ein besseres Fortkommen im späteren Leben ermöglichten. Der Rektor jener Schule, der ein besonderes Wohlgefallen an dem strebsamen Jüngling hatte, nannte ihn scherzweise „das wandelnde Lexikon", so beschlagen wa er in seinen Sprachkenntnissen. — Das alles aber war in Gottes Hand ein Mittel, das junge Menschenkind von den löchrichten Brunnen der Welt abzuziehen und es an den ewigen Lebensborn hinzuleiten. Dort glitten ihm immer wieder, gleich sprühenden Wasserperlen, die kostbaren Gotteswahrheiten in die junge emfängliche Seele hinein — u. schafften dort Frucht zum ewigen Leben. Ganz sacht und geheimnisvoll ging's dabei zu.

Tief im Herzengrund mahnen und klopfen
Die fallende Tropfen.

(Fortsetzung folgt.)

— **Wie der in Johannesburg erscheinende „Deutsch-Afrikaner" Nr. 48 mitzuteilen weiß,** beschäftigt sich die Zeitung „Die Republikein" ausführlich mit der neuen Taktik der kommunistischen Internationale in Südafrika und veröffentlicht einige interessante Dokumente über die Bildung einer Volksfront in Südafrika. Die Unterlagen stammen von der Kommunistischen Partei. Das Vorwort wurde bezeichnenderweise von dem Sekretär der Gewerkschaft der Bauarbeiter, einem gewissen Mr Tyler, verfaßt. Diese Tatsache beleuchtet die Verbindung zwischen den Gewerkschaften und Kommunisten in der südafrikanischen Union. In den veröffentlichten Dokumenten werden die Vorzüge einer südafrikanischen Volksfront gepriesen und u. a. erklärt, daß eine mächtige vereintgte Front des Proletariats Südafrikas auf die anderen Bevölkerungsteile großen Einfluß ausüben werde. Die nachstehenden Ausführungen kommen geradezu einem Verrat an der weißen Rasse, vor dem der Kommunismus nicht zurückschreckt, gleich.

Protokoll

der

Provinzialversammlung der mennonitischen Siedler in Britisch Columbia, abgehalten in Sardis und Yarrow am 15. und 16. Januar 1937

(Fortsetzung.)

F. Das Belegen.

Die Brunft der Kuh dauert 24 Stunden an: 12 Stunden steigt sie und die nächsten 12 Stunden fällt sie.

Am besten habe ich gefunden, die Kühe 16 Stunden nach Beginn der Brunft beizulassen. Damit habe ich die besten Erfolge zu verzeichnen: im vorigen Jahr kamen mir von 12 Kühen 2 Stück zurück, wovon die eine 1, und die andere 2 Mal; das lag aber an den Kühen selbst, die an sich schwer zu belegen waren und die ich darum verkaufte. In diesem Jahr sind von 8 Kühen noch keine zurückgekommen.

Zu beachten ist dabei, daß die Kuh während der Brunft kein Wasser und nur trockenes Heu erhält; nach dem Belegen sofort so viel kaltes Wasser wie sie will.

G. Kälberaufzucht.

Ich habe dabei folgende Methoden angewandt:

Die 1. Milch 6 Stunden nach der Geburt — 5 Pfund Vollmilch, einem kleinen Kalb 4 Pfund Vollmilch zweimal täglich regelmäßig und zur gleichen Zeit diese Portionen in ganz sauberen und süßen Gefäßen.

Nach 2 Wochen beim gewöhnlichen Kalb 2 Pfund Zulage. Sobald es anfängt am Heu zu knabbern, dann etwas davon vorlegen: anfänglich 1 Mal täglich und 2 Wochen später 2 Mal täglich, aber jedesmal keine große Portion.

Mit diesen Portionen 3 Monate fortfahren.

Im 4. Monat anfangen etwas Wasser zu geben, anfänglich wenig dann zulegen. Aber aufpassen dabei: sobald der Auswurf zu dünn wird, einschränken. Sobald es vorkommt, etwas Wasser vom gelöschten Kalk mit der dünnen Haut oben nehmen und beim Tränken eingeben.

Am 5. Monat fange ich an die Milch zu reduzieren und immer mehr Wasser zuzulegen. Als Beifutter etwas Hafer oder etwas gute Silofüllung. Im 6. Monat bekommt es dann schon täglich 5 Mal Heu und zwei Mal Silofüllung oder Hafer. Man achte darauf, daß saures und süßes Futter dabei nicht vermischt werden. Außerdem auch noch darauf, daß durch das Geben von zuviel fetthaltigem Futter die Fettporen des Kalbes nicht entwickelt werden. In diesem Fall wird das Kalb zwar immer gut gestellt sein, wird aber auch später als Kuh das Kraftfutter mehr zum Aufbau des Körpers als zum Milchgeben verwenden: es gibt dann eine gute Fleisch-, jedoch eine schlechte Milchkuh.

Nach dem 6. Monat erhält das Kalb nur noch Wasser und zwar etwa 15 Pfund pro Portion.

Das Kalb soll die Zeit über trocken gehalten werden; die Streu oft wechseln.

Mir gefällt das 2 Mal am Tag Tränken besser als 3 Mal. Die Kälber kommen bei dieser Methode besser vorwärts. Das Milchgeben am Mittag hat seine Nachteile. Die Milch ist dann zu kalt, soll aufgewärmt werden. Einmal wird sie zu heiß, das andere Mal bleibt sie zu kalt. Diese ungleiche Temperatur verdirbt den Magen des Kalbes. Und da dieser aus 4 besonderen Teilen sehr kompliziert zusammengesetzt wird und die Milchfabrik der Kuh darstellt, so ist er einmal gründlich verdorben nicht mehr in die Reihe zu bringen.

Mit dem Zulegen von Wasser fahre ich so lange fort, bis das Kalb von selbst weiß, wieviel es braucht. Das hat den Vorteil, daß durch das Mehr-Wassergeben der Pansen gut ausgereckt wird und viel Futter aufnehmen kann. Ist dann das Kalb zur Kuh herangewachsen, dann ist der Pansen gut ausgereckt, daß viel Wassertrinken gut gewöhnt; ist dann die Sorte gut, dann wird Sie uns auch gut Milch geben.

Und hat der Farmer dann eine so aufgezogene Ferse, dann ist die gewiß besser, als eine auf dem Ausruf irgendwie aufgezogene und für billiges Geld gekaufte. Darum glaube ich, daß es sich bezahlt ein gutes Kalb selber gut aufzuziehen.

J. A. Bergmann.

Entschließung zur Viehzuchtfrage:

Die Provinzial-Versammlung dankt dem Referenten Johann A. Bergmann, Sardis für seine interessanten Ausführungen über das Thema: „Wie baue ich mit bescheidenen Mitteln eine lohnende praktische Milchwirtschaft auf?" und empfiehlt auch in Fragen der Viehzucht einen strafferen Zusammenschluß der mennonitischen Milchfarmer unsrer Provinz. Zur Schafung eines solchen Verbandes, dessen Zweck die allseitige Hebung der Milchwirtschaft in unsern menn. Distrikten sein soll, wählt die Prov. Versammlung für das Jahr 1937 folgende Kommission: Johann A. Bergmann, Sardis, David J. Rempel, Yarrow, Gerhard W. Sawatzky, Pitt Meadows und J. Kornelsen, Abbotsford.

11. Peter Hiebert, Deroche. Gartenbau und Beerenkulturen.

Die vorgehenden Ausführungen über Hühnerzucht und Milchwirtschaft und deren Ausbau sollen unsern Farmern behilflich sein ihre wirtschaftliche Lage zu heben und zu verbessern. — Gibt es noch Wirtschaftszweige, die hier in Britisch Columbia lohnend ausgebaut werden können, ohne daß wir in Gefahr laufen den Markt zu überfüllen? Als solches Wirtschaftszweig kann ein nach einheitlichen Gesichtspunkten angelegter und rationell bearbeiteter Obst- und Beerenausbau bezeichnet werden.

So viel mir bekannt ist, sind in den letzten Jahren die Beerenanlagen sehr zurückgegangen. Besonders trifft dieses für Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren zu; Viele Gärten sind in den letzten 2 Jahren durch Frost und Krankheiten vernichtet worden.

Es wäre darum gut, wenn wir bei unsern Neuanpflanzungen einheitlich vorgehen würden. Die Beerenzüchter einer Siedlung sollten nur die gleichen, bereits gut erprobten Arten anlegen, damit sie in der Lage sind zu gleicher Zeit zu ernten und den Ertrag gemeinsam zu vermarkten. Nicht nur für den Versand nach auswärts ist es notwendig gute und haltbare Beeren und Früchte zu ziehen, sondern auch für den hiesigen Markt und die Marmeladefabriken ist erstklassige Ware von großer Bedeutung und viel leichter abzusetzen. Die Einmachfabriken kaufen jedoch am liebsten tonnenweise. Darum ist ein einheitliches Vorgehen warm zu empfehlen.

Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen sind in den letzten Jahren auch begehrenswerter geworden, da die alten Gärten nur minderwertige Früchte lieferten und neue Gärten noch nicht vorhanden waren. Bei unsern Neuanlagen hätten wir auch daran zu denken.

Ein neuer Zweig des Obstbaus, der gerade hier in B. C. lohnend zu werden verspricht, ist die Anlage von Nußgärten.

Canada importiert jährlich etwa 1 Million Filberts und rund 2 Millionen Pfund andere Nüße. Die Vereinigten Staaten ziehen bei sich selbst etwa ½ Million Pfund Filberts (in den Staaten Washington, Oregon und California), führen aber noch weiter ein 28 Millionen Pfund Filberts, 36 Millionen Pfund Wallnüsse und rund 50 — 60 Millionen andere Nüsse. So öffnet sich hier für uns ein großes Arbeitsfeld, ohne daß wir befürchten müßten den Markt zu überfüllen.

Ich erhielt in diesen Tagen ein Rundschreiben der Dominion Experimental Farm aus Ottawa, daß zum Anbau von Weintrauben auffordert. Ich habe zurückgeschrieben und angefragt, ob sie die Anlage von größeren Weingärten befürworten mit dem Zweck, die Trauben zur Weinbereitung dem Markt zuzuführen. Eine Antwort steht noch aus. Weintrauben sind hier in B. C. gut auf Spalier zu ziehen.

Ich bin darum der Auffassung, daß wir in der Anlage von guten Obstgärten und Beerenplantagen ein lohnendes Arbeitsfeld vor uns haben.

Wie hätten wir vorzugehen, um möglichst praktisch und ohne unnötigen Geld- und Zeitverlust das Bestmöglichste zu erreichen?

Ich empfehle die Schaffung eines Gartenbauvereins, der in allererster Linie sich eine gute, fachmännisch besorgte u. kaufmännisch richtig verwaltete Baumschule anlegt. Hier wird das für unsre Gegend brauchbare und natürliche nur erstklassige Setzmaterial gepflanzt und besorgt. In absehbarer Zeit hätten dann die Mitglieder des Gartenbauvereins die Möglichkeit, für wenig Geld gutes einheitliches Setzmaterial zu bekommen. Gleichzeitig würden sie aus der Gärtnerei die nötigsten Anweisungegn über Anbau. Zucht und Pflege erhalten.

Der Boden hier ist im allgemeinen für die oben genannten Anlagen gut. Grundsätzlich hat er einer Bedingung zu entsprechen der für Garten- und Beerenanlagen bestimmte Boden muß gut entwässert und darf nicht sauer sein. Schlecht entwässertes und säuerliches Land ruft Wurzelfäulnis und allerhand andre Pilz- und Rostkrankheiten hervor. Der Wasserstand sollte im Mai nicht höher als 4 — 5 Fuß von der Oberfläche entfernt sein.

Zur Entsäuerung des Bodens empfehle ich Aetzkalk, der so hergestellt wird: man grabe eine Grube 2½ Fuß breit, 2 Fuß tief und Länge je nach Bedarf, fülle diese Grube mit ungelöschtem Kalk und überdecke ihn luftdicht mit der ausgeworfenen Erde. Nach etwa 5 Stunden ist der Kalk gut gelöscht. Nur auf diese Weise gelöschter Kalk hat für die Entsäuerung des Bodens Wert, da er die Säure chemisch bindet und den Humus den Pflanzen zuführt. Dieser so gelöschte Kalk wird aufs Land gebracht, etwa 2 — 3 Tonnen per Acker gleichmäßig verstreut und untergeeggt bezw. gehackt. Er soll niemals länger als 2 Stunden der Luft ausgesetzt sein, sonst verliert er an Wert.

Zum Schluß würde ich folgende Arten von Beeren und Früchten für unsre B. C.-Ansiedlungen empfehlen wollen:

Nüsse: Duchilly und Barcelona.

Pflaumen: Italien Prunes und Green Gage, Mallard, Black Diamond, Gold Plum, Burbank. Die ersten 2 genannten Sorten sind die besten.

Pfirsiche: Rochester, Veteran.

Kirschen: Bing, Lambert, Deacon

Birnen: Bosc, Anjou, Bartlett.

Aepfel: Frühe Sorten — Yellow Transparent; Herbst — Gravenstein, King, St. Lawrence; Frühe Winter: Ontario, Orenco; Winter — Northern Spy.

Erdbeeren: Britisch Sovereign.

Himbeeren: Newman 23, Viking, Latham.

Red Currants: Perfection, Fays Prolific

Black Currants: Kerry, Victoria, Boskopp Giant.

Stachelbeeren: Oregon Champion, Jocelyn.

Entsprechende Aenderungen je nach Lage und Bodenbeschaffenheit müßten vorbehalten bleiben. —

Die Prov. Versammlung dankt dem Vortragenden für seine Ausführungen und nimmt sie zur Kenntnis. Die Prov. Versammlung ist der Auffassung, daß auch der rationelle und planmäßige Anbau von marktfähigem Obst und Beeren für unsre mennonitischen Siedlungen in B. C. von Bedeutung ist und wählt zwecks Hebung dieses Wirtschaftszweiges und zur Bildung eines Gartenbauvereins in unsern Ansiedlungen eine Kommission für das Jahr 1937, bestehend aus: Peter Hiebert, Deroche, P. P. Giesbrecht und Nikolai Reimer, Yarrow, J. J. Wiens und A. J. Fast, Sardis und Isaak Sawatzky, Abbotsford.

12. Petrus Martens, Yarrow. Unsere Jugend.

Mir ist die Aufgabe geworden auf dieser Prov. Versammlung etwas über unsre Jugend zu sagen. — Nun bin ich der Ueberzeugung, daß ein von Br. K. A. Klassen in seinem letztjährigen Referat ausgesprochener Gedanke uns leiten sollte. Dieser Gedanke ist in einem Fragesatz ausgesprochen worden. Nur in einem Satz. Es wird vielleicht einem und dem andern etwas sonderbar vorkommen, mit einem Satz alles gesagt zu haben. Zuvor noch eine kurze Geschichte.

Ein berühmter Schneider war gebeten worden auf einer Schneiderversammlung eine Rede zu halten, wie man es im Schneiderberuf zu etwas Großem bringen könnte. Alles wartete gespannt auf das, was er sagen würde. Und er? Was sagte er? Nur diese kurzen Worte: „Bevor ihr meine w. Kollegen, mit dem Nähen beginnt, vergeßt nie den Knoten zu binden." Sprachs und verschwand vom Podium.

(Fortsetzung folgt)

Errettet aus des Löwen Rachen.

Erlebnisse und Leiden der Frau C. Martens in Sowjetrußland.

(Fortsetzung.)

Jetzt hieß es: „Folgen Sie uns!“ Und von den von oben bis unten Bewaffneten in die Mitte genommen, ging's dem Halberstädter Dorfrat zu. Ich rief dabei fortwährend in meinem Herzen: „Herr, dein Wille geschehe! Herr, hilf mir!“ Ich wußte, jetzt gab es einen langen, unabsehbaren Leidensweg zu gehen. Aber — o, wie köstlich! — als ich durch das Hoftor des Dorfrathauses trat, erschallte von einer hundertköpfigen Menschenmenge, die man gerade aus den Scheunen und Kellern zum Waschen herausgelassen hatte, die Strophe, welche gewiß viele von unseren deutschen Geschwistern hier in meiner neuen Heimat auch kennen werden:

„O, wie gut ist's, dir vertrauen!
Jesu, dir ergeb' ich mich;
Selig, droben dich zu schauen,
Dein zu bleiben ewiglich!“

Und wie ich so um mich sah und diese leichenblassen, von großen Entbehrungen zeugenden Gesichter erblickte und ihren Leidensmut wahrnahm, da wich meine Verzagtheit von mir. Es ging mir wie Elias, als er glaubte, er sei allein übriggeblieben, und der Herr ihm sagte: „Ich will lassen überbleiben siebentausend in Israel, nämlich alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal.“ Eine besondere Kraft des Herrn überkam mich, und ich harrte getrost der Dinge, die weiter kommen sollten.

Im Dorfrat wurde ich noch einmal von einem Juden ins Verhör genommen und mit der größten Strenge ermahnt, in bezug auf mein Geld genau die Wahrheit zu sagen, sonst könnte es mir schlimm ergehen! Auf meine Frage, wo man mich denn schließlich lassen wolle, es sei doch schon 12 Uhr nachts, sagte der Jude: „Nun, das werden Sie bald sehen.“ Sofort klingelte er, und herein trat ein bewaffneter Soldat, dem ich nun ausgeliefert und dem gesagt wurde: „Sie haben dafür zu sorgen, daß diese Gefangene nicht entkommt, und haben sie samt diesem Schreiben der Behörde abzuliefern, die uns Befehl gegeben hat, sie zu verhaften. Falls sie einen Versuch zur Flucht macht — niederschießen! So, jetzt wissen Sie alles.“

Der Soldat wußte natürlich alles, weil man ihm in meiner Abwesenheit schon mitgeteilt hatte, welcher Behörde er mich abzuliefern hatte. Ich wußte selbstverständlich nichts, denn in dieser Ungewißheit wird jeder Verhaftete gelassen, um ihn noch mehr zu schrecken.

Als ich noch dastand, sagte der Soldat so recht grob: „Was stehen Sie da? Nehmen Sie Ihre Sachen, wir haben uns zu beeilen!“ Draußen stockdunkle Nacht. Ein Schauerregen ging durch die Luft. Wohin ging es mit mir? Es fing immer heftiger an zu regnen. Am Tag war es ja heiß, aber der Regen und der Wind machten die Nacht kalt, dazu war ich leicht angezogen. Ich fing an zu frieren, denn meine Gesundheit ließ viel zu wünschen übrig. Halb durchnäßt an Körper und Füßen schritt ich dahin. Wir hatten das Dorf Halbstadt hinter uns, da merkte ich, daß mein Begleiter dem Bahnhof zusteuerte. Ich wußte genau, daß um diese Zeit kein Personenzug ging, und in einem Güterzug würde man mich allein wohl nicht transportieren. Von meinem Begleiter konnte ich nichts erfahren, denn allem Anschein nach war ihm verboten, mit mir zu sprechen; er trieb mich nur grob an, schneller zu gehen. Es wurde mir nicht leicht; der Weg wurde immer beschwerlicher und schlüpfriger. Ich wußte noch immer nicht, wohin ich gebracht werden sollte.

Endlich waren wir auf dem Bahnhof und da sagte der Soldat zum Sationsvorsteher: „Ich habe eine Gefangene, und die muß sofort nach Charkow, der Hauptstadt der Ukraine, gebracht werden; wann geht ein Güterzug?“

Der Stationsvorsteher sagte: „In fünfzehn Minuten; aber ich habe nicht das Recht, sie in einen Wagen zu stekken, nur auf die Plattform draußen.“

O Gott, dachte ich, halb durchnäßt bin ich, ein eisiger Wind weht, und jetzt noch 24 Stunden stehen, vollständig dem Wetter preisgegeben! Aber alles Bitten des Soldaten, uns in einen Frachtwagen zu stecken, half nichts. Er selbst fror schon tüchtig. Ich mußte mit meinem Begleiter auf die Plattform hinaufsteigen und hockte mich auf meine Koffer: der Soldat neben mir hielt Wache. Es kam mir alles wie ein Hohn vor, da ein Fliehen nur den sicheren Tod bedeutete und, menschlich gesehen, unmöglich war. Endlich kam ich, durchnäßt und durchfroren, ohne etwas zu essen, in Charkow, meinem Bestimmungsort, an und wurde von meinem Begleiter sofort in die GPU. gebracht.

Typisch war es, daß ich bereits in dem ersten Zimmer von einem dicken Juden empfangen wurde, der mir ohne jede Schonung, die mein Zustand sonst gefordert hätte, die Frage vorlegte: „Wissen Sie auch, wo Sie sich befinden?“

Darauf sagte ich: „Natürlich weiß ich es, das sagte mir schon das Schild.“

„Nun, dann richten Sie sich danach ein; morgen werden Sie verhört, u. wenn Sie nicht genau die Wahrheit sagen, da wir gut unterrichtet sind, kommen Sie nicht mehr ans Tageslicht. — Und jetzt nehmen Sie diese Gefangene,“ sagte er zu einem anderen Soldaten, der telephonisch herbeigerufen wurde, „und bringen Sie dieselbe in Zelle Nr. 9!“

Das war eine Einzelkammer. Darauf Kommandoworte, ich stieg ein, und das Auto, von außen schwarz und vollständig lichtlos, der „Schwarze Rabe“ genannt, sauste davon. Jeder, der es fahren sah, wußte, daß da Gefangene zum Gefängnis transportiert wurden. Dieses lag außerhalb der Stadt.

Im Gefängnis angekommen, wurde ich nochmals von einer Frau im Beisein von mehreren Beamten körperlich untersucht, was mich ganz außer Fassung brachte. Ich betete immer wieder: „Gott, hilf mir, auch diese furchtbare moralische Erniedrigung zu ertragen, u. gib mir Kraft zum Schweigen, um diesen sittenlosen Menschen Achtung vor mir einzuflößen und sie nicht noch durch meine Empörung zu größeren Gemeinheiten zu reizen!“ Das ist in den meisten Fällen geschehen. Ich sah, daß ich durch mein Verhalten gesiegt hatte; denn das ganze halbe Jahr, das ich gerade mit diesen Personen zu tun hatte, schämten sie sich. Keine Anzüglichkeit wagten sie mir zu sagen. Nach dieser Untersuchung kam ich endlich in eine Einzelkammer, und hart dröhnte der Verschluß der Tür in meinen Ohren. Jetzt überkam mich erstmals richtig das Gefühl, daß ich eine Gefangene sei. Aber die große Müdigkeit und alles in diesen 24 Stunden Durchlebte taten das Ihrige, um mich schnell einschlafen zu lassen. Es war auch bereits 2 Uhr nachts.

In meiner Zelle war nichts als eine Bettstelle, die aus vier Pfählen und drei Brettern bestand. Darauf legte ich meine Decke und mein Kissen, deckte mich mit meiner Jacke zu und schlief getrost ein, nachdem ich mich dem Schutz des Herrn anempfohlen hatte, der die Geschicke der Menschen lenken kann wie Wasserbäche. Am anderen Morgen wachte ich jedoch schon früh auf, denn das Ungeziefer, das ich im Abend noch nicht gemerkt hatte, plagte mich jetzt entsetzlich, der Hunger ebenfalls, denn ich hatte ja schon 32 Stunden nichts gegessen. Um 8 Uhr wurde mit einem Male an der Tür gerüttelt und aufgeschlossen. Wie froh war ich, als ich sah, daß der Gefängniswärter ein Stück Schwarzbrot von 300 Gramm und eine Kanne gekochtes Wasser in der Hand hielt, welches er mir sofort überreichte, wobei er natürlich das tiefste Schweigen bewahrte! Wer dieses bricht, wird bis zu sechs Monaten Gefängnisstrafe verurteilt. Während ich nun so da saß und mein Brot verzehrte, wurde plötzlich wieder die Tür aufgeschlossen. Ein unbekannter Soldat trat herein und sagte: „Sie haben zu folgen!“ Ich fragte, ob ich nicht zuerst zu Ende frühstücken dürfte. „Sie haben sofort zu folgen!“ sagte er mit Nachdruck. Vor der Tür des Gefängnisses sah ich schon den „Schwarzen Raben“ stehen, mußte einsteigen, und fort ging es durch die Stadt in die GPU, zum Verhör, das man mir ja am Vorabend bereits angesagt hatte. Dort empfing mich wieder der dicke Jude und brachte mich in ein zweites Zimmer. Auf einen Mann hinweisend, der am Tisch saß und schrieb, sagte er: „Dies ist Ihr Untersuchungsrichter, der auch mal ein verdammt religiöser Mann gewesen ist, der aber mit dieser Dummheit gebrochen hat. Weil er aber die Bibel genau so kennt, wie wir wissen, daß Sie sie kennen, und ebenfalls auch die Bande vom . . . . . . , mit der Sie in Verbindung stehen, soll er Ihr Verhör führen. Ich rate Ihnen zum letzten Male, ihm die reine Wahrheit zu sagen, damit es Ihnen nicht allzu schlecht ergeht, denn wir spaßen nicht; und mit dieser Verschwörung räumen wir auf.“ Mit diesen Worten knallte er die Tür zu, und ich habe diesen boshaften Menschen nicht mehr gesehen, wofür ich Gott dankbar bin, denn er flößte einem das größte Grauen ein.

Jetzt sagte mein Untersuchungsrichter in etwas milderem Ton: „Hoffentlich haben die Worte meines Kameraden genug auf Sie eingewirkt, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Also: Wieviel Geld haben Sie auf Anweisung von . . . . . . hier verteilt? Nennen Sie mir diejenigen, die Geld erhalten haben.“

Da schrie ich zum Herrn in meiner Not. Weil ich körperlich wirklich leidend war und diese Fragen in mir momentan ein Fieber hervorriefen, was auch der Untersuchungsdichter sah, gab der Herr mir einen Gedanken, den ich sofort aussprach: „Sie wollen von mir als einem Kind Gottes nur die volle Wahrheit hören, und solche will ich auch sagen; aber ich kann Ihnen heute keine Angaben machen, denn Sie sehen ja, daß ich Fieber habe und krank bin.“

Da konnte ich wieder sehen, daß Gott die Herzen der Menschen lenkt wie die Wasserbäche. Er stimmte auch das Herz des Untersuchungsrichters weich und ließ ihn an die Wahrheit meiner Worte glauben. Hätte er gezweifelt, hätte ich meine Glaubensgeschwister in dieselbe traurige Lage gebracht, in der ich mich befand, und mein Gewissen hätte mich als Verräter an meinen Brüdern verklagt. Sofort wurde ich entlassen, unter Bewachung wieder in den „Schwarzen Raben“ gesetzt und in meine Zelle gebracht.

Hier hatte ich nun Zeit, wie der Untersuchungsrichter mir noch nachrief, bis zum nächsten Tag meine Gedanken zu ordnen, so daß meine Angaben der Wahrheit entsprächen und trotzdem niemand in Mitleidenschaft gezogen würde. Unter Gebet und Flehen hat der Herr es mir auch gelingen lassen. Da man bei mir eine bestimmte Summe Geldes suchte und sie auch fand, so wußte ich sofort, wer mein Verräter war. Denn diesem hatte . . . . die Summe von 4,000 Rubel angewiesen, ohne zu wissen, daß er schon nicht mehr zu den Teuren des Herrn gehörte, sondern zum entgültigen Verräter an seinen Brüdern geworden war und in den Diensten der GPU stand. Drüber kann auch Schw. Motorin als eine Zeugin vor Gott aussagen, mit der ich zuletzt noch einen Monat in meiner Zelle zusammen verlebte.

Da ich nun genau wußte, wer der Urheber meiner Verhaftung war, war es mir auch leicht, alle erhaltenen Gelder so einzuteilen, daß nur die Empfänger genannt wurde, die bereits in der Verbannung waren oder die nach Amerika ausgewandert waren. Darüber hatte ich seinerzeit von meiner Pflegeschwester in Halbstadt alles Nötige erfahren. Und die größten Geldsendungen hatte Andrejew, der Ungetreue, selbst erhalten; das war noch das Gute dabei! Ich muß noch hinzufügen, daß Andrejew laut Erzählungen von Geschwistern seiner Gemeinde wegen seines Wohllebens von der GPU beneidet wurde. Das erfuhr ich noch vor meiner Verhaftung. Angesichts der großen Hungersnot selbst in Moskau war Andrejews Lage auffallend; und man fing an, ihn zu beobachten. Um die Sowjetregierung von seiner Staatstreue zu überzeugen, nahm er von dem Bruder, durch den ich krankheitshalber auf Anweisung von . . . . . . die 4,000 Rubel schickte, das Geld nicht an. Er notierte sich aber meine Adresse, die ihm der betreffende Bruder, ohne sich Gedanken darüber zu machen, angab. Ich hatte ihm gesagt, daß ich zu meiner Pflegeschwester nach Halbstadt fahren würde, um einen deutschen Arzt meiner Gesundheit wegen aufzusuchen. Dort suchte man mich, u. ein paar Wochen später wurde ich verhaftet. Auch viele andere hatte Andrejew angegeben, und über die sollte ich die Aussagen Andrejews der GPU bestätigen. Ich kannte aber zu meiner großen Freude die betreffenden nicht. Mit der größten Ruhe und in der Gewißheit, daß

der Herr den Seinen, wenn sie vor Gericht stehen, die Worte zur Verantwortun selbst in den Mund legt, durchlebte ich mein erstes, zweites und drittes Verhör. Diese verschiedenen Vernehmungen erfolgten in Abständen von drei Tagen. In diesen Tagen hatte sich aber noch etwas anderes bemerkbar gemacht, das nicht weniger bedrückend war als die Untersuchung selbst. Der Untersuchungsrichter ließ immer wieder durchblicken, daß alle meine ungesetzlichen Taten für schuldig angesehen würden, um mit meiner Verbannung rechnen zu müssen. Das aber bedeutete Elend und Hunger. Morgens 300 Gramm Schwarzbrot, mittags zwei Eßlöffel Hirsegrütze in Salzwasser gekocht und abends wieder nur aufgekochtes Wasser, davon konnte kein Mensch leben, das ist klar. Mein Körper war vor Aufregung und Hunger schon sichtlich mitgenommen. Alle Briefe, die ich an meine Kinder nach dem Kaukasus schrieb, blieben ohne Antwort. Wie ich später erfuhr, wurden alle Briefe der Verhafteten durchgelesen, um sie noch irgendwie als Waffe gebrauchen zu können, dann wurden sie einfach in den Papierkorb geworfen, um keine Verbindung mit den Verwandten zustande kommen zu lassen und das Los der Armen dadurch recht zu erschweren.

(Fortsetzung folgt)

Lena, Man.

(Fortsetzung von Seite 6)

dann auch für die Medizin, die sie uns geschickt. Ich habe mich herzlich gefreut dazu, zumal ich in letzter Zeit wieder leidend bin. Ich soll nicht schwere Arbeit tun, und leichte gibt's scheinbar nicht mehr. Auch von D. Boldten erhielten wir einen Brief. Oft denke ich an die Stunden trauten Beisammenseins, und das Bedürfnis nach solchen Stunden wird immer wieder vom neuen in uns wach. Aber wie ist es? Man wird immer stiller und verschlossener und fürchtet sich auch, seinem Freunde sein Ergehen mitzuteilen. Aber um so größer ist der Wunsch und das Gebet, daß man in dieser Zeit der Prüfung und Läuterung möchte bewahrt werden. Oft ist es mir zum Troste, daß wir mit

vielen andern gemeinsam durch tiefe Leiden gehen, sodann freut es mich, daß sich unsere Erlösung naht, und daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden, und daß ein Tag kommen wird, wo alle Welt es sehen wird, was für ein Unterschied sein wird zwischen dem, der Gott gedient, und dem, der ihm nicht dienet. Maleachi 3, 16—18.

Die letzten Tage des alten Jahres waren recht stürmisch, Schneegestöber und Frost bis 10 Grad. Seit dem 1. ist es wieder gelinde geworden; der Schnee ist bald wieder weg. Das Vieh wurde noch fast alle Tage ausgetrieben, leider findet es auf der Steppe nichts, aber der Futtermangel ist so groß, daß man es deshalb hinaustreibt. Von den Kolchosniki waren etliche ausgefahren, Watten sammeln, ungefähr 100 Kilometer von hier, auch haben sie dort noch viel Getreide zu dreschen, bekommen dort 6 Kilo auf den Arbeitstag und auch noch Geld. Es ist ja kein Vergnügen, bei solchem Wetter Watten zu sammeln und zu dreschen, aber die Not treibt dazu. Viele wollen wieder hin, meine Gesundheit erlaubt es mir nicht. Jetzt im Winter sollten wir eigentlich Ruhe haben.

Nun noch etwas von dem Traurigen der letzten Zeit. Hier in der Stadt Ph. wurden Ende Nov. 32 Mann, unsere Glaubensbrüder, gerichtet und verurteilt. Sie wurden im Laufe des verflossenen Jahres zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ortschaften verhaftet. Das ganze Material, womit sie beschuldigt werden, ist Lug und Betrug. Jes. 28, 15: Wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht gemacht. Auch fehlte es nicht an falschen Zeugen, noch andere mußten oder wurden gezwungen, falsche Aussagen zu bestätigen. Nun sind von diesen oben erwähnten 4 zum Tode verurteilt, die andern von 3—8 Jahre verbannt. Das Gericht hielt über eine Woche an. Von den Angehörigen durfte je eine Person demselben beiwohnen. Das ganze Benehmen der Richter war, wie Augenzeugen erzählen, ein überaus unanständiges. Die zum Tode Verurteilten sind: H. Janz, Aeltester von Landskrone, Js. Pötker, Prediger, Johann Koop von Suworowka, und Nikolai Reimer. Die Prediger werden beschuldigt, gegen die Regierung agitiert zu haben, wie nie und nimmer wahr ist. So schmerzlich und betrübend es auch ist, freue ich mich doch, daß die Betreffenden noch den Mut hatten, ihren Glauben zu bekennen. Möge der Herr diesen Zeugen noch viel Kraft und Beistand geben. Bis heute ist das Urteil noch nicht ausgeführt, sie durften Kassation einreichen. Sie sitzen in der Todeskammer und warten der Dinge.

So weit der Brief.

Es ist von großer Bedeutung, wie wir als Gotteskinder dastehen in dieser versuchungsvollen Zeit. So stehet nun umgürtet an euren Lenden mit Wahrheit und Leid angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit, denn wir haben den Kampf zu kämpfen mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen. Um deswillen ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr in den bösen Tagen Widerstand tun, und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. Deshalb ist es sehr wichtig, daß das Heer Gottes, das heute auf der Front steht, einig, treu, wahr, eines Sinnes in Christo, dem Führer aller Heiligen, dastehe — und zwar unbeweglich. O Brüder u. Schwestern im Herrn, lasset uns doch aufsehen auf unsern Führer, der's doch so treu meint, der so heilig und rein ist — die Sonne der Gerechtigkeit — und einmal ablegen alles laue, lieblose, unreine, unwahre Wesen, welches uns große Gefahr bringt, daß wir den Sieg nicht erringen. Möge Pauli Schlußermahnung an die Epheser 6, 10 und ferner, auch in unserm Herzen warme Aufnahme finden. In der Kraft Jesu werden wir siegen. In der Macht seiner Stärke siegen auch viele der unsern drüben, wo der Kampf bis in den Tod heiß ist. Keine Macht kann uns besiegen, wenn wir Gott vertrauen und ihm im Gehorsam folgen.

Mit brüderlichem Gruß, Euer Mitarbeiter

H. Sawatzky.

Tokio. Der Auslandsminister Koki Hirota erklärte dem Parlamente Japans und zu gleicher Zeit den Weltmächten, daß Japan darauf aus sei, die Stabilität des östlichen Asiens aufrecht zu erhalten und warnte China und Rußland, sich nicht einzumischen.

Hirotas Rede im Parlamente erfolgte zur Zeit einer sehr schweren Krisis, die soweit durch Japans gestörte Beziehungen mit Nanking über die Lage im nördlichen China hervorgerufen wurde — eine Lage, die durch schwere Kämpfe japanischer und chinesischer Soldaten hervorgerufen ist. Japan geht voran, den ganzen Norden Chinas zu säubern.

Geschichtsstudium.

August Hinrichs' „Stedinger" auf der „Niederdeutschen Gedenkstätte Stedingsehre"

Von Dr. H. Wöhrmann.

(Fortsetzung.)

Nach dem machtvollen 700jährigen Gedenken an den Stedinger Freiheitskampf entschloß sich Gauleiter Carl Röver, der selbst ein geborener Stedinger ist und zur Ausgestaltung der Jahresfeier wesentlich beigetragen hatte, den tapferen Stedingern eine neue Gedenkstätte zu erbauen. Er wollte auf dem Bookholzberg, von dem man weit ins Stedinger Land heineinschaut, eine Weihestäatte schaffen, auf der das Festspiel des Dichters alljährlich zum deutschen Volke sprechen sollte. Noch im Herbst desselben Jahres 1934 wurde im Beisein Rosenbergs und Himmlers der **Grundstein zur „Niederdeutschen Gedenkstätte Stedingsehre"** gelegt. Im nächsten Jahre wurde das Spiel bereits an der neuen Stätte unter freiem Himmel aufgeführt, und über 80,000 Menschen kamen im Jahre 1935 zum Bookholzberg.

Nach diesem gewaltigen Erfolg beschloß der Gauleiter einen noch umfassenderen und würdevolleren Ausbau der Weihestätte. Er gründete deshalb im Januar 1936 eine gemeinnützige Stiftung mit dem Zwecke, die Stätte „Stedingsehre" zu erwerben, auszubauen u. zu unterhalten, und insbesondere durch Veranstaltungen auf der Stätte „Stedingsehre" den Freiheitskampf der Stedinger im Volke lebendig zu erhalten, wie es in der Stiftungsurkunde wörtlich heißt. Unter der Leitung des Architekten Behrens-Delmenhorst entstand ein einzigartiges Bauwerk, wie man es nach Bühnengestaltung und Umgebung nirgendwo in Deutschland ähnlich vorfindet. Die Bühne ist ein richtiges Stedinger Bauerndorf und besteht aus niedersächsischen Fachwerkhäusern. Diese lagern sich um einen Dorfplatz mit angrenzender Dorfkirche und sind durch einen breiten Teich von den Zuschauerplätzen getrennt. Das weitausladende Rund der Sitzreihen, die aus Klinkersteinen aufgebaut sind, schließen in mächtigen Treppenflügelbauten ab. Von den Sitzplätzen schaut man über das Spieldorf hinweg weit in das Stedinger Land hinein, wo vor mehr als 700 Jahren deutsche Bauern erbittert um ihre Freiheit kämpften.

Was trieb dieses Bauernvolk zum Krieg gegen einen übermächtigen Feind von schwerbewaffneten Grafen, Rittern und Edelleuten? Warum würde dieses Volk zu Ketzern verdammt, grausam unterjocht und gemordet? August Hinrichs' Volksschauspiel „De Stedinge" gibt uns darauf genaue Antwort. Bevor wir jedoch in das Reich der Dichtung eintreten, sollen die geschichtlichen Tatsachen selber zu Worte kommen, wie sie uns in Urkunden und Berichten von Zeitgenossen überliefert sind.

Geschichtlicher Verlauf des Freiheitskampfes der Stedinger.

Es ging in dem Kampf, den die Stedinger ein ganzes Menschenalter hindurch gegen die Bremer Erzbischöfe führten, um Pachten und Zehnten. Das Marschenland zwischen Weser, Hunte u. Ochtum war im Jahre 1063, als der deutsche Kaiser es dem Erzbistum Bremen schenkte, nur wenig bewohnt, weil sich eine Bestellung des Landes nicht lohnte. Das Wasser der Weser und der vielen kleineren Flußläufe trat bei jeder Flut über die Ufer und überschwemmte bei Sturmflut den größten Teil des Landes. Eine stärkere Besiedlung setzte erst seit dem Jahre 1106 ein, als kundige Holländer vom Bremer Erzbischof das Recht erhielten, durch den Bau von Deichen und Sielen das Land zu entwässern und vor der Flut zu schützen. Daraufhin kamen von ganz Niedersachsen und Holland, hauptsächlich aber von den benachbarten Geestgebieten, starke und fleißige Bauernsöhne, denen in der Heimat kein Erbhof zufiel. **Im harten Kampf mit dem Wasser eroberten sie für sich und ihre Kinder Neuland und wurden Herren auf eigener Scholle.** Der im gesamten 12. Jahrhundert anhaltende Zustrom von Siedlern ins Stedinger Land kam dem Bremer Erzbischof sehr gelegen; denn alle neu hinzukommenden Bauern hatten Pacht und sonstige Abgaben an ihn zu entrichten.

Viele Jahrzehnte lang führten die Stedinger die ihnen auferlegten Lasten willig ab. Anscheinend fielen ihnen die Abgaben im ganzen nicht schwer; denn das fruchtbare Land brachte ihnen bald reichen Segen ein. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts erfreuten sich die meisten Stedinger Bauern eines beträchtlichen Wohlstandes. In dem Kampf gegen den verschiedensten Teilen Niedersachsens stammenden Siedler zu einem Volk fest zusammengeschlossen. Sie verwalteten ihr Land selbst, wählten aus ihren eigenen Reihen die Führer des Volkes und sprachen selbst Recht. Trotz der Abgaben an den Bremer Erzbischof fühlten sich die Stedinger als freie Bauern und waren stolz auf ihre Freiheit und auf das Land, das sie dem Meere abgerungen hatten.

Dem freien deutschen Bauernvolk erstand in jener Zeit ein böser Feind in den sogenannten „großen Heeren", den Fürsten, Grafen und Edelleuten. Diese waren vom deutschen König und Kaiser mit besonderen Herrschaftsrechten über das deutsche Volk gesetzt worden und waren zunächst dem Kaiser für ihr Handeln verantwortlich. Als sich dieser jedoch wegen seines schweren Kampfes mit dem Papst und mit Italien nur wenig um die deutschen Angelegenheiten kümmerte und schließlich seinen Herrschaftssitz aus Deutschland weg nach Sizilien verlegte, eigneten sich die großen Herren immer mehr Hoheitsrechte an. Die deutschen Bauern waren ihnen schließlich auf Gnade und Ungnade ausgelieferet, und die Herren benutzten ihre Herrschaft, „um auf dem Rücken deutscher Freibauern sich ihr Dasein zu ermöglichen", wie Reichsbauernführer Darre am 27. Mai 1934 in Altenesch feststellte.

Auch die freien Stedinger erdulbeten das Gleiche. Der Bremer Erzbischof schickte seine Ritter und Dienstmannen in die Stedinger Bauerdörfer. Sie bauten sich feste Herrensitze und übten im Auftrage des Erzbischofs besondere Hoheitsitze aus. Die Grafen von Oldenburg bauten sogar in Niederstedingen zwei gut befestigte Burgen, die Lechtenburg und die Burg Lienen. Durch diese Maßnahmen sahen die Stedinger sich in ihrer Freiheit schwer bedroht. Sie erstürmten zunächst im Jahre 1204 die beiden Zwingburgen der Oldenburger Grafen und machten sie dem Erdboden gleich. Dann wandten sie sich gegen die verhaßten Bremer Ritter und trieben sie aus ihrem Lande. Der Bremer Erzbischof Hartwig II. mußte auf wirksame Gegenmaßnahmen verzichten, weil ihm die Bremer Bürger genug zu schaffen machten. Als er 1207 starb, wurde im Streit um die Nachfolge die Machtstellung des Bremer Erzbischofs noch schwächer. Das trug dazu bei, daß die Stedinger die gewonnenen Freiheiten befestigten und vermehrten.

Die Bauern in Oberstedingen, Niederstedingen und Osterstedingen, das rechts der Weser gelegen ist, schlossen sich eng zusammen. Zur Sicherung ihres Landes vor feindlichen Einfällen warfen sie Verschanzungen auf; an der südlichen Grenze Osterstedingens wurde die stärkste Schanze, der „Steengraben", geschaffen. Auf diese Weise wurde das kleine Bauernvolk an der unteren Weser zu einer Streitmacht, die man weit und breit achtete. In der Kölner Königschronik rühmte man die Stedinger „als tapfere Leute, sie zogen mehrfach gegen die Nachbarvölker, ja gegen Grafen und Bischöfe; sie waren oft siegreich und wurden selten besiegt". Im Jahre 1217 halfen sie sogar dem Bremer Erzbischof Waldemar, der gegen einen von dänischer Seite aufgestellten Gegenbischof zu bekämpfen hatte. Die Stedinger waren seine beste Stütze und erhielten als Aerkennung **besondere Freiheiten und Rechte** zugesichert. Im Jahre 1227 nahmen sie sogar an einem Kreuzzug nach Palästina teil, und Kaiser Friedrich II. lobte sie in einer Urkunde aus dem Sommer 1230 wegen ihres tapferen Verhaltens auf der Kreuzfahrt.

Einem solchen starken Bauernvolk gegenüber verhielt sich auch der machthungrige Erzbischof Gerhard II. lange Zeit untätig. Dieser stammte aus dem Geschlecht der Edelleute von der Lippe und war 1219 Erzbischof in Bremen geworden. Er sann im geheimen auf einen Angriff und traf eine Vorbereitung Weihnachten 1229 holten er und sein Bruder, der Graf Hermann von der Lippe, zum vernichtenden Schlag gegen die Stedinger aus. Ein mächtiges Ritterheer zog von Süden gegen Oberstedingen vor, wurde aber von den Bauern geschlagen. Der Bruder des Erzbischofs, der die Ritter in den Kampf führte, kam ums Leben. „Gnad' Euch Gott, Ritterschaft, der Bauer stund auf im Lande!" so ließe sich auch von diesem Sieg der Stedinger sagen. Diese hatten ihr altes Recht im Kampf gegen einen starken Gegner behauptet und waren freie Bauern auf eigener Scholle geblieben. Sie hatten Grund genug zu singen:

„De Bur es free un is kin Knecht,
dat is dat ole dütsche Recht.
Dat Stegerland dat hört de Buern,
de groten Herrn de könt us buern."

Auch der zweite Feind, mit dem das Marschenvolk nach seinem schweren Kampf gegen die Sturmfluten streiten mußte, schien bezwungen zu sein. Nun trat jedoch etwas Ungeheuerliches ein. **Der rachsüchtige und gewalttätige Erzbischof Gerhard II. berief eine Synode nach Bremen und ließ die Stedinger ohne wahrhaften Grund als Ketzer erklären.** Das geschah am 17. März 1230, also in demselben Jahre, in dem die Stedinger wegen ihrer tatkräftigen Unterstützung eines Kreuzzuges von Kaiser und Reich gelobt wurden. Mit diesem Vorgehen machte sich Gerhard II. eines großen Verbrechens schuldig. Carl Wöhken hat es in einer Untersuchung über die Schlacht bei Altenesch wie folgt gekennzeichnet: „Der Erzbischof, außerstande, etwas gegen sie (die Stedinger) zu unternehmen, besann sich darauf, daß ihm noch geistige Waffen zu Gebot standen, und tat sie in den Bann".

Auf diese niederträchtige Weise fanden die Stedinger in der Kirche den dritten Feind, und die Macht dieses Gegners reichte bis nach Rom. Papst Gregor IX. verurteilte die Stedinger in mehreren päpstlichen Bullen, sprach den Bann über sie aus und ließ die Kreuzfahrt gegen sie predigen. So war zu erwarten, daß die Herrschaftsgelüste Gerhards II. in kürzester Zeit verwirklicht würden. Es dauerte jedoch vier Jahre, bis die Stedinger unterjocht wurden. Wie kam das? Der weltliche Arm bot sich der Kirche nicht sogleich an; denn das grausame Vorgehen Gerhards II. wurde selbst von kirchlicher Seite schärfstens abgelehnt. Sie empfanden alle: **Das war kein Kampf mit reinen Waffen!** In allen uns erhaltenen Chroniken, die damals nur von Geistlichen verfaßt wurden, finden sich schlimme Vorwürfe gegen den Erzbischof. Es heißt u. a., er habe seine Kirche mehr durch weltliche als durch geistliche Mittel zu schützen gesucht und sei seinem Feind ein unerbitterlicher Verfolger gewesen. Lange Zeit meldeten sich nur wenige Ritter, die mit dem Erzbischof gegen die „Ketzer" kampfen wollten. Besonders weigerte sich das Landvolk, gegen seine Brüder in Stedingen zu Felde zu ziehen; es wartete vielmehr auf die erste beste Gelegenheit, ihnen tatkräftig Beistand zu leisten, wie ein Chronist berichtet. Als auf Anweisung des Papstes der eben erst gegründete Orden der Dominikaner in den Kampf gegen die Stedinger eingesetzt wurde, ging es allerdings mit den Werbungen voran. Mit großem Eifer predigten die Mönche die Kreuzfahrt gegen Stedingen und versprachen allen Kreuzfahreren Vergebung der Sünden. **Alle ihre Bemühungen hatten erst gewünschten Erfolg, als der Papst die Teilnahme an dem Kreuzzug gegen die Stedingen ausdrücklich als ebenso verdienstvoll erklärte, wie die Teilnahme an einer Heerfahrt ins „Gelobte Land".** Die Dominiker brachten ferner ein sehr bedeutsames Bündnis des Erzbischofs mit den Bremer Bürgern zustande. Gerhard II. machte in diesem Vertrage den Bremer Kaufleuten wichtige Zugeständnisse und Versprechungen, überließ ihnen also Freiheiten und Rechte, die er den Stedinger Freibauern gerade unter Anwedungen gemeinster Gewaltmittel rauben wollte.

(Fortsetzung folgt)

— **St. Jean de Luz, Frankreich.** Von einem Unterseeboot sind drei spanische Tankschiffe angegriffen und beschossen worden. Eins der Tankschiffe wurde in Brand geschossen. Die Schiffe suchten dann in französischen Gewässern Schutz. Des weiteren wurde ein französischer Frachtdampfer von einem Kreuzer der spanischen Nationalisten gekapert.

Neueste Nachrichten.

— Es mehren sich von Tag zu Tag die Stimmen in Frankreich, die auf die von Seiten d. Judentums drohende Gefahr hinweisen. Zahlreiche Blätter berichten über antijüdische Regungen, so z. B. teilt das Blatt „Samedi", Paris, mit, daß eine große Versammlung des antijüdischen Komitees von Frankreich abgehalten wurde, auf der man Forderung auf Ausweisung der Juden aus Frankreich erhob. Auf Proteste der Juden hin, die sich auf ihre lange Ansässigkeit im Lande beriefen, erklärte man, daß dies nichts zu bedeuten habe, daß im Gegenteil die Juden, je länger sie im Lande leben, um so mehr zum Verderb der französischen Nation beigetragen hätten.

— ali. Auf dem VII. Weltkongreß der Komintern, der im August 1935 in Moskau tagte, bezeichnete Dimitroff als die Hauptaufgabe der Kommunistischen Partei der USA die Herstellung der „Gewerkschaftseinheit" und die Herbeiführung von „gewerkschaftlichen Massenaktionen". Dimitroffs Richtlinien wurden bereits wenige Wochen später in Form von 100,000 Flugblättern der Vereinigten Staaten verbreitet, und schon im November des gleichen Jahres wurde die Gründung des inzwischen berüchtigt gewordenen „Commitee for Industrial Organisation" (CJO) angekündigt.

Nach außen hin als „Komitee für die Bildung gewerkschaftlicher Industrieverbände" aufgezogen, hat das CJO von Anfang an seinen kommunistischen Charakter nicht verleugnen können. Das CJO wird unmittelbar vo der „Central Agitation Propaganda Commission", einer Spezialabteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, kontrolliert und ist im eigentlichen Sinne nur Vollstrecker des in Moskau groß angelegten Planes zur Bolschewisierung der USA.

Der Start der neuen Gewerkschaftsbewegung wurde sorgfältig vorbereitet. Kurz vor der Gründung des CJO versandte das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei an alle höheren Funktionäre genaue Richtlinien, aus denen eindeutig hervorgeht, daß die Kommunisten das CJO als Massenbasis für ihre Umsturzzwecke betrachten. So heißt es in dem erwähnten Zirkular u. a.: „Lenin lehrt uns, daß es für den Sturz des Kapitalismus nicht genügt, eine starke kommunistische Partei zu haben. Mächtige Gewerkschaften sind notwendig, die in der Lage sind, die Offensive gegen die Unternehmer zu ergreifen!"

Die CJO-Politik der amerikanischen Kommunisten bildet ein Schulbeispiel für die Wendigkeit und Zielbewußtheit der Komintern-Taktik. Mit Rücksicht auf die im Vergleich zu den europäischen Industrieländer relativ schwach entwickelte Gewerkschaftsbewegung in Amerika entschloß sich die Moskauer Kominternzentrale, die vielen Millionen von unorganisierten amerikanischen Arbeitern in eigenen bolschewistischen Gewerkschaftsorganisationen zusammenzuschließen, allerdings nicht unter kommunistischen Vorzeichen, sondern — der Methode des „trojanischen Pferdes" entsprechend — unter der nichtssagenden Bezeichnung „CJO". Die CJO-Gewerkschaften sind typische Betriebsorganisationen, vergleichbar mit der früheren „R. G. O." (Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition) in Deutschland, deren Tätigkeit in der Hauptsache in der revolutionären Agitation bestand.

Die bisherige Praxis des CJO läßt keinen Zweifel offen über das Wesen und die Ziele dieser Organisation. Wilde Streiks in einzelnen Betrieben, Massenstreiks in ganzen Industriezweigen, von 2 Minuten „Warnungs"-Streiks bis zum wochenlangen Sitzstreiks, Demonstrationen und Tumulte, gewalttätiges Vorgehen gegen die staatlichen Organe, Terrorisierung der Arbeitswilligen — das sind die Methoden, mit denen das CJO angeblich den „Interessen der amerikanischen Arbeiter" dienen will. Den Kommunisten geht es natürlich nicht um eine Verbesserung der Lage der Arbeiter, sondern um deren Bolschiwisierung, die es der Kommunistischen Partei ermöglichen würde, der amerikanischen Regierung in wachsenden Maße das Gesetz des Handels vorzuschreiben. Denn selbst in einem so reichen Lande, wie es die USA sind, müssen Streikkämpfe solchen Umfangs und solcher Dauer das Wirtschaftsgefüge ernstlich erschüttern. Die Kommunisten buchen daher jeden Streik — gleichgültig, ob er sein Ziel erreicht oder zusammenbricht — als Erfolg, weil er die Revolutionierung der Massen fördert und gewöhnlich weitere Unruhen nach sich zieht. Sehr aufschlußreich ist ein Ausspruch des Mitgliedes des Zentralkomitees der KP Jack Stachels, der gleichzeitig in der Leitung des CJO sitzt: „Wir konnten es nicht übers Herz bringen, den Streik zu beenden. Wir waren so glücklich darüber, daß gestreikt wurde, wir wollten einfach nicht aufhören. . . . !"

Der Offizielle Leiter des klassenkämpferischen CJO ist John L. Lewis. Früher kommunistenfeindlich eingestellt, besitzt er heute das uneingeschränkte Vertrauen Moskaus. Auf einer im Moskauer Revolutionsmuseums befindlichen Landkarte des künftigen Sowjetmerika, in der die Namensänderung bedeutender amerikanischer Städte bereits eingezeichnet sind, ist Detroit in Lewistown umbenannt — eine Ehrung, die sich Lewis dadurch erworben hat, daß er gerade in dieser Stadt, in der sich bekanntlich die Fordwerke befinden, zahlreiche besonders schwere, von Blutvergießen begleitete Unruhen anzetteln vermochte.

Lewis' Mitarbeiter sind ohne Ausnahme Kommunisten. Der Exekutiv-Direktor des CJO, John Brophy, der Field Representative des CJO, Powers Hapgood, der Organisationsleiter Adolph Germer, sind alte führende Mitglieder der Kommunistischen Partei. Außer diesen höchsten Stellen ist das CJO von oben bis unten mit Kommunisten durchsetzt. 90% aller in der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung organisierten Kommunisten arbeiten im CJO! Lewis selbst nimmt seine Befehle unmittelbar von dem komunistischen Parteiführer William Z. Foster entgegen.

— Washington. Senator Lewis von Illinois sagte, daß die Ver. Staaten innerhalb einer Stunde im Krieg mit China oder Japan oder beiden sein könnten, wenn die Forderungen, daß das Neutralitäts-Gesetz sofort durchgeführt werde, Erfüllung finden würden. Indem er die Politik der Administration in Bezug auf die fernöstliche Situation besprach, sagte er dem Senat:

„Diejenigen, welche verlangen, daß die Vereinigten Staaten sofort ihr Neutralitäts-Gesetz durchführen, sehen nicht ein, daß in dem Augenblick, in welchem wir eine der Nationen als den Angreifer bezeichnen und erklären, daß beide im Krieg sind, unsere Handelsschiffe, welche amerikanische Waren im Orient abliefern, sofort durch China oder Japan oder beide beschlagnahmt würden, da sie dem Feind Material bringen.

„Die amerikanische Bürger würden ergriffen und eingesperrt und dann müßte Amerika seinen Bürgern u. seinem Eigentum zu Hilfe eilen; dies muß es mit seiner Flotte tun und wird sofort in den Krieg mit China oder Japan verwickelt.

„Gegenwärtig kann der amerikanische Versender weiterhin seine Waren nach China und Japan schicken und wenn es sich nicht um Kriegsmunition handelt, welche absichtlich geschickt wurde, um in dem Konflikt zu helfen, hat keines der Länder eine Beschwerde gegen Amerika.

„Wenn jedoch Amerika einmal versucht, sein Neutralitäts-Gesetz anzuwenden u. seine Kaufleute verhindert, amerikanische Waren an China und Japan zu verkaufen, könnten die Schiffe der Amerikaner, die sich bereits unterwegs befinden, um Material abzuliefern, ohne zu wissen, daß sie irgend ein Gesetz verletzen, beschlagnahmt oder beschossen werden. Amerika würde sich sofort gezwungen sehen, diese Angriffe zurückzuweisen und im Krieg mit dem Orient sein.

— Berlin. Das Deutsche Nachrichtenbüro bezeichnete die Aeußerungen des Abgeordneten Samuel Dickstein, Demokrat von New York, die er über den Amerika-deutschen Volksbund machte, als einen „Versuch des Juden Duckstein, um Propaganda gegen das Dritte Reich zu betreiben."

Wörtlich heißt es: „Der notorische jüdische Provokateur und Kongreßabgeordnete Samuel Dickstein u. seine numerisch unbedeutenden Anhänger stellen die lächerliche Behauptung auf, daß das neue Jugendlager des Volksbundes eine ‚Zentrale für Nazipropaganda sei, welche die Sicherheit der Ver. Staaten gefährde.

„Die Bedeutung dieses jüngsten Versuchs des Juden Dickstein, Propaganda gegen das Dritte Reich zu entfesseln, darf nicht überschätzt werden. Man muß annehmen, daß alle vernünftigen Amerakaner wissen, daß die Beschuldigungen grundlos sind."

— Paris. Der mit seinen Familienangehörigen und anderen baskischen Führern und Flugzeugen hier eingetroffene Baskenpräsident de Aguirre stellte für die nahe Zukunft gleichzeitige Offensive der Regierungstruppen an der Aragon-, der Madrid- und der Santander-Front in Aussicht. Barcelona allein werde 400,000 Mann gegen die Nationalisten ins Feld stellen.

Aguirre, der sich noch immer als Präsident seines größtenteils Francos Truppen in die Hände gefallenen Landes betrachtet, wird sich hier mit leitenden Staatsmännern besprechen.

— Hendaye, Frankreich. General Francos Truppen haben im Norden Spaniens eine neue Offensive gegen die Hafenstadt Santander eingeleitet. Die Stadt lag zwölf Stunden lang unter Artilleriefeuer und Fliegerangriffen.

— London. König George VI. und Königin Elisabeth sind von ihrer Reise nach Belfast wieder in London eingetroffen.

— Doorn, Niederlande. Die frühere Königin Viktoria Eugenia von Spanien traf tief verschleiert allein im Auto aus Deutschland hier ein, um dem früheren Deutschen Kaiser Wilhelm II. einen Besuch abzustatten. Sie blieb bei dem Exkaiser im Schloß.

Es ist bekannt daß Wilhelm vor zwei Jahren König Alfonso erklärte: „Ich hoffe, Königin „Ena" noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe."

Es wurde jedoch dementiert, daß der Besuch etwas mit einer Aussöhnung der Königin und Alfonso zu tun habe, von dem sie seit kurz nach der Flucht aus Spanien im Jahre 1931 getrennt lebt.

— London. Eine erneute Diskussion über die englischen Kriegsschulden an die Vereinigten Staaten entstand durch eine Bemerkung des Abgeordneten der Arbeiterpartei William Leach, daß er Sir John Simon im Unterhaus befragen werde, ob er einen neuen Plan in Betracht ziehen würde. Leachs Interpellation wird in der Form einer Frage gehalten sein, ob der Finanzminister „einen neuen Kriegsschuldenregelungsplan erwägen würde, wonach die Regierung der Vereinigten Staaten bereit ist, alle Zinsbelastungen zu streichen und die bisher gemachten Zahlungen als Rückzahlung auf das Kapital betrachte."

Sachverständige erklären, daß keine besonderen Verhandlungen mit den Ver. Staaten stattfinden würden außer dem seit 20 Jahren üblichen Gedankenaustausch. Eine dem Premierminister Neville Chamberlain nahestehende Stelle sagte: „Kriegsschulden? Es ist gerade die rechte Zeit für derlei Erzählungen."

— Genf. Von jüdischen und arabischen Organisationen der ganzen Welt trafen beim Völkerbund Protesttelegramme gegen die Dreiteilung Palästinas ein. Die ständige Mandatskommission des Völkerbundes wird am Freitag zusammentreten, um ihre „vorläufige Meinung über die Teilungsvorschläge der königlich britischen Kommission" auszudrücken.

— Amsterdam, Niederlande. Beim Absturz eines Großflugzeuges auf der Strecke Amsterdam — Paris sind 14 Personen ums Leben gekommen.

Der Absturz des Flugzeuges erfolgte in einem Gewitter. Die Maschine fing bereits in der Luft Feuer und explodierte beim Aufschlagen auf den Erdboden. Unter den Opfern sollen sich drei Amerikaner, zwei Engländer, ein Franzose und vier Belgier oder Holländer befinden.

— Warschau. Von der Polizei wurden 163 Kommunisten verhaftet, nachdem letztere sich zu einer Anti-Kriegs-Demonstration im städtischen Krasinski-Park versammelt hatten. Flugblätter mit dem Titel „Rote Hilfe für Spanien" wurden konfisziert.

— Berlin. Am 22. Juli konnte das seit Anfang vorigen Jahres zur Rheinmetall - Borsig A.-G. gehörige Werk Borsig Berlin-Tegel, bekannt als eine der größten Maschinenbauanstalten, sein 100-jähriges Jubiläum in Form einer mittäglichen Feierstunde vor dem Denkmal des Gründers August Borsig feiern,

„Freie" Bibelkurse

in Deutsch und Englisch, eine Liebesarbeit für den Meister, (nur $1.00 das Jahr, für Drucken, Postgeld, etc.) Passend für das Heim und die Gemeinde, allein und in Gruppen, für Jung und Alt. Die Bibel ist das einzige Textbuch. Der Kursus ist einfach und doch recht tiefgehend.

(Segenbringend ein ganzes Jahr)

Prediger J. B. Epp, Bibellehrer, Beatrice, Nebraska. (früher: Meno, Okla.)

— Straßburg. „Le Nouveau Journal de Strasbourg" („Straßburger Neue Zeitung") befaßt sich an leitender Stelle mit dem französisch-sowjetrussischen Pakt und der Frage, ob dieser Pakt durch ein Militärallianz ergänzt werden soll. Der Artikel, der für die Stimmung in weiten Kreisen der französischen Oeffentlichkeit bezeichnend ist, stellt fest, daß die jüngst zwischen Polen und Rumänien bekräftigten Freundschaft zugleich ein deutliches Abrücken von jedem Kompromiß mit dem Bolschewismus darstelle, was soviel bedeute, daß man Frankreich immer mehr mit Rußland allein lasse.

— Wie kam es so weit? fragt das Blatt und fährt fort: Am 2. Mai 1935 wurde zwischen Frankreich und Sowjetrußland ein Pakt abgeschlossen, der nicht nur im Auslande, sondern auch in Frankreich selbst viel Staub aufgewirbelt hat. Seither sind zwei Jahre verstrichen.

— **C. M. Chester, der Vorsitzende des** Nationalen Fabrikantenverbandes hat kurz vor seiner Reise nach New York erklärt, die Kosten des Weltkrieges werden sich für die Ver. Staaten auf hundert Milliarden Dollars stellen, bevor man endlich die Bücher schließen könnte.

Das amerikanische Volk müsse jährlich eine Milliarde Dollars für den letzten Krieg aufbringen, und Amerikas Beteiligung habe bereits über sechzig Milliarden gekostet. Die amerikanische Industrie sei entschieden gegen einen neuen Krieg aus dem einfachen Grunde, weil der Krieg ein schlechtes Geschäft darstelle.

Chester, der auch Vorsitzender der Genral Foods Corporation ist, gab vor seiner Abreise bekannt, daß er versuchen werde, in Gesprächen mit Führern der europäischen Wirtschaft diesen klarzumachen, daß die amerikanische Geschäftswelt ganz entschieden gegen einen neuen Krieg sei und nichts damit zu tun haben wolle.

— **Masking Island, Mich.** Berichte, die auf der hier tagenden Nationalkonferenz der Staats-Spirituosenadministratoren veröffentlicht wurde, lassen ersehen, daß der Verbrauch geistiger Getränke im letzten Jahre scharf zugenommen hat.

— **Belgrad, Jugoslawien. Jugoslawien,** dessen 14,000,000 Bewohner Kroaten, Serben und Slowenen sind, steht in gefährlicher Nähe eines Religionskrieges. Die Beziehungen zwischen der Regierung und der Orthodoxen Kirche sind als Erlebnis der stürmischen Kontroverse wegen der Erneuerung des Konkordats mit dem Vatikan sehr gespannt. Allerlei Beschuldigungen und die Exkommunikation von Mitgliedern der Orthodoxen Kirche, die gegen ein Konkordat mit Rom nichts einzuwenden haben, geben der Kontroverse ein besonderes Gepräge und weisen auf die herrschende Erbitterung hin. Die orthodoxen Katholiken haben gegen die römischen Katholiken Front gemacht. Die Teilnahme an dem Begräbnis des Patriarchen wurden dem Regenten sowie den Mitgliedern des Kabinetts und Parlaments untersagt. Auf den Straßen hört man, daß es zu einem offenen Revolt kommen mag.

— **Serajewo, Jugoslawien.** Mehr als 100 Personen wurden bei wüsten Krawallen, die nach dem Trauergottesdienst für den verstorbenen griechisch-orthodoxen Patriarchen Varnave begannen, mehr oder minder schwer verletzt.

— **Belgrad.** Die orthodoxe Kirche beschloß, auf den Sarg ihres verstorbenen Oberhauptes, des Patriarchen Narvana, eine Dornenkrone zu legen. Die Gläubigen sagen, daß die Dornen symbolisch für die Leiden der Kirche wären, da die Regierung ein Konkordat mit der römisch-katholischen Kirche abgeschlossen habe. Der Patriarch hatte den Widerstand gegen den Abschluß des Konkordats geführt, das nach Ansicht der orthodoxen Kirche eine verstärkte politische Macht des Katholizismus schaffe.

Neben dem Dornenkranz wird als ein Tribut der Nationalen Orthodoxen Gesellschaft ein Blumenkranz niedergelegt werden. Die Heilige Kirchensynode lehnte einen Antrag der Regierung, die Begräbnisunkosten zu zahlen, ab.

Es wurde von Würdenträgern der Kirche eine Verordnung an die Geistlichen erlassen, die Tochter eines Parlamentsabgeordneten, der für das an den Staat gelangende Konkordat gestimmt hat, nicht zu trauen.

— **Berlin. Wie das Katapultschiff** „Ostmark" meldete, hat ein deutsches Flugboot mit Post nach Südamerika 200 Meilen von der afrikanischen Küste wegen Motordefekts eine Notlandung vornehmen müssen.

— **Nanking. Generalissimus Tschiang** Kaischeck appellierte an das gesamte chinesische Volk, alle verfügbaren Kräfte im Kampf gegen die Japaner einzusetzen.

Er erklärte, daß China bis zum letzten Mann kämpfen wird.

— **Berlin. Deutschland hat weitere** Kriegsschiffe „zum Schutz der deutschen Interessen" nach spanischen Gewässern gesandt.

Als die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte in der Nähe von Spanien mitgeteilt wurde, gab Joachim von Ribbentrop, der deutsche Botschafter in London, eine Erklärung ab, in der er darauf hinwies, daß Deutschland an weiteren Diskussionen über den neuen britischen Neutralitäts-Plan nicht teilnehmen kann, solange Rußland weigert, den spanischen Nationalisten die Rechte einer kriegführenden Nation zuzugestehen.

Das hat Rußland jetzt getan mit der Bedingung, daß die Freiwilligen Spanien verlassen.

— **Foynes, Irland.** Der „Pan-American Clipper III." vollendete seinen zweiten Transozeanflug in Ostrichtung erfolgreich, als er nach einem Fluge von 12 Stunden und 44 Minuten von Botwood, Neufundland, hier eintraf.

— **Botwood, Neufundland.** Das Flugboot „Cambria" der Imperial Airways traf früh um 7.30 Uhr nach Ueberquerung des Nordatlantik von Foynes aus ein.

—**Sea Island Airport, Vancouver,** B. C. Eine große zweimotorige Flugmaschine des Departements für Transportation der Dominion-Regierung hat den großen Flug von Montreal nach Vancouver in 17 Stunden 11 Minuten vollendet. Ueber den größten Teil von Canada, das über dreitausend Meilen breit über den nordamerikanischen Kontinent liegt, flog die große Maschine und kam abends in Vancouver an an demselben Tage, als sie früh morgens im Osten aufgestiegen war.

Die Maschine machte einen Versuchsflug über Canada für die beabsichtigte Trans-Canada Luftlinie und hatte u. a. den Minister für das Transportwesen, Herrn Howe, an Bord.

— **Washington.** Zwei Bergsteigern gelang die erste Ersteigung des 17,150 Fuß hohen Mount Luciana im Yukongebiet, Canada. Die National Geographic Society gab bekannt, daß Bradford Washburn, Führer einer Expedition in dieses Gebiet, zusammen mit Robert Bates den Gipfel erklommen hat.

— **Anhasset, N. Y. Im Alter von** 61 Jahren ist hier Vivian Burnett infolge eines Herzleidens gestorben kurz nachdem er vier Personen vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte.

— **Berlin. In der Reichshauptstadt** sind 20 chinesische Pfadfinder eingetroffen. Sie wurden von dem chinesischen Botschafter empfangen und besichtigten das Reichssportfeld.

— **London. König George VI. und** Königin Elisabeth kehrten soeben aus Belfast wieder hierher zurück. Ihr Krönungsbesuch dort war das Signal für eine Anzahl terroristischer Anschläge gewesen die angeblich von irischen extremistischen Republikanern ausgingen. In Belfast selbst explodierte eine Ladung Sprengstoff, der Grenze zwischen Ulster und dem irischen Freistaat entlang wurden 28 Zollhäuser in die Luft gesprengt. Die Ulsterleute selbst waren ganz begeistert von dem Besuch, der Belfast an Bord der Yacht „Victoria u. Albert" abgestattet wurde.

— **London. Die Kosten der Lebens**haltung in London sind heute erheblich höher als irgend einer Zeit während der jüngsten 6½ Jahre. Wirtschaftler erklären, daß sie noch weiterhin steigen werden.

— Der bekannte Jude Lord Melchett, Vertreter der zionistischen Bestrebungen und englischer Staatsbürger erklärte nach Meldung des „Toronto Daily Star" während seines Aufenthalts in Montreal im Verlaufe eines Vortrages: „Um ein guter Engländer zu sein, muß ich zuerst ein guter Jude sein." Weiter stellte er fest, daß das Judentum sich noch niemals in einer solch verzweifelten Lage befunden habe, wie heute. Es werde sowohl geistig wie körperlich angeriffen. Die Juden hätten geglaubt, daß die Welt humaner sei. „Die Welt", so äußerte der jüdische Finanzier wörtlich, „muß lernen, daß die Juden unüberwindlich sind und daß man sie nicht ausrotten kann."

— Nach Meldung der „New Yorker Staatszeitung und Herold" ‚New York, Nr. 151, ist der Schriftleiter der amerikanischen Zeitung „Blade" in Toledo, Ohio von einer Reise durch 14 europäische Länder nach USA zurückgekehrt. Er hatte in diesem Jahr auch Sowjetrußland besucht und schildert einem Vertreter der obengenannten Zeitung seine Eindrücke. Unter anderem erklärte er:

„Sowjetrußland ist gelähmt von der panischen Furcht, daß die gegenwärtige unterirdische Revolution in offene Rebellion ausbrechen könne. Angst, Angst, Angst . . . Terror und Schrecken. Sie essen es, sie schlafen es, es ist das schwarze Brot Rußlands. Stalin ist ein kranker Mann, besessen von der Furcht, daß seine Politik durch die Sabotage der radikalen Trotzkyisten unterminiert werden könne. Eine Massenhysterie hat Rußland ergriffen, und jeder Beamte in hoher Stellung bangt um sein Leben."

Patterson hatte den Eindruck, daß das russische Volk immer noch das ärmste u. schlechtest gekleidete in Europa sei. Die durch die neue Verfassung garantierten Freiheiten, so meint er, wie die Pressefreiheit, die Redefreiheit und das Versammlungsrecht, seien eine Farce. Die Russen seien das unterdrückteste Volk der Welt. Die Gefängnisse seien voll von denen, die ihre Mißbilligen über die Taktik der Sowjetpartei zum Ausdruck zu bringen wagten. Nirgends hat er ähnliches gesehen, wie den Terror, der die Leute in Rußland befallen habe. Patterson führte weiter aus, daß die Regierungspresse durch eine strenge Zensur die russischen Massen in vollkommener Unwissenheit über die Lage halte.

— Auf siebzehn Milliarden Franken oder rund 637 Millionen Dollars beläuft sich das außerordentliche französische Budget für 1938, wie soeben von der Regierung Chautemps bekanntgegeben wurde. Dieser Betrag muß durch allgemeine Anleihen aufgenommen werden. Das reguläre Budget ist überhaupt noch nicht zusammengestellt. Die in dem Budget enthaltenen Ausgaben entfallen u. .a auf die folgenden Posten: Militärprogramm 11,100,000,000 Franken; Oeffentliche Arbeiten 590,000,000 Franken und Pesionen 2,300,0000,000 Franken. Finanzminister Bennot gab gleichzeitig das Versprechen ab, daß das reguläre Budget für 1938 hinsichtlich Einnahmen und Ausgaben ausgeglichen sein werde.

Die Börse nahm die Ankündigung ruhig auf und die Kurse der Regierungsbonds blieben unverändert.

— Washington. Senator Sherman Minton, Demokrat von Indiana, erneuerte einen Vorschlag, die Macht des Bundesobergerichtes zu beschränken, gerade als Senator Pat McCarran, Demokrat von Nevada, formell eine Ersatzvorlage berichtete, aller Bezugnahmen auf das hohe Tribunal entblößt.

Minton, ein Administationssenator, sagte, er werde ein Amendement unterbreiten, das eine Zweidrittelmehrheit erfordert, ehe ein Kongreßgesetz als verfassungswidrig erklärt werden kann.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.40

Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.30

Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabbat.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabbat.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House
672 Arlington Street, —— Winnipeg, Man., Canada.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt? Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $..........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order," „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....

937.

a.

ntang
eine
einen
r 15
r in

Far-
armer

Bu-
auch
e zu
vom
r vor
reide
und

olung
nbe-
chten.

0.40
0.80

937

chen,
Auch
ereit

chen,
ein

5.00
5.00
5.00
5.00
0.00
0.00
0.00
0.00
5.00
0.00
5.00
5.00
0.00
0.00
0.00
5.00
5.00
0.00
0.00
5.00

5.00
5.00
5.00
5.00
0.00
0.00
5.00
5.00
5.00
5.00
5.00